

*Anna Schwarz*

## *Rosalies Gedankenfänger*



Ich habe mich schrecklich um Sie gesorgt und daher Stift und Papier geholt. Tintenschwarz schimmert es auf Blütenweiß. Der Stift tänzelt über die Seite und hinterlässt seine Spuren. Aus den Strichen, Punkten und Bögen lese ich Wörter. Wörter, die aus meinem Kopf in meine Hand und dann in den Stift fließen. Ich sitze auf dem Bett und bestaune den Zauber.

Leider können Sie mich in der Welt da draußen nicht sehen, aber ich werde Ihnen alles erzählen und ich werde Ihnen helfen. Eines muss ich Ihnen sagen, Sie sind wunderprächtigt, wunderschön, auch wenn das Blut vor Ihnen auf dem Boden mir Schwindel verursacht. So viel rot, so viel tot. Reißzähne zerstörten und zerkleinerten. Sie müssen sehr zornig gewesen sein. Besser, wenn ich nicht hinschaue, schon gar nicht zum Garagentor, denn Fleisch war noch nie mein Leibgericht.

Eins, zwei, fünf Automobile stehen in der Garage und Sie ruhen ausgerechnet auf dem Silberflitzer, dessen Kühlerfigur Ihnen ähnelt. Wenn ich könnte, würde ich meine Hand ausstrecken. Über Ihr Fleckenfell streichen. Ihre Muskeln und Ihre Samtigkeit spüren. Wünschen kann ich mir, was ich will. Vielleicht eines fernen Tages geschieht es.

Abscheulich, der Käfig in der Ecke, in dem Sie gefangen gehalten wurden. Nur weil jemand Sie besitzen wollte. Im Mief von Öl und Politur. Ein Mensch, der zu dumm gewesen ist, den Riegel ordentlich zu schließen. Sie kennen mich nicht, aber in der letzten Nacht träumte ich von Ihnen. Träume verschwinden im Nebel und im Nebel konnte ich Ihnen nicht helfen. Sie waren eingesperrt in dieser Finsternis, die manchmal vom Neonlicht erhellt wurde. Ihr Fauchen nutzte Ihnen nichts. Die Hiebe Ihrer Pranke waren vergebens. Im Trommelschlag Ihres Herzens erwachte ich aus dem Schlaf.

Wie Sie da auf der Motorhaube liegen, das erinnert mich an die Aristokraten auf den Gemälden. Kennen Sie solche Bilder? Wahrscheinlich nicht. Sicherlich waren Sie noch nie in einem Museum.

In einem Museum werden Schätze gehortet. Nicht nur Bilder, sondern auch Statuen, Mumien, Schmuck und noch mehr. Die kann sich jeder anschauen, der dafür bezahlt. In einem Museum ist es im Sommer kühl wie im Supermarkt, nur mit mehr Raum und Ruhe. In der Hitze der Stadt ist das ein guter Ort. Ich bin unter der Schranke hindurchgeschlüpft, als die Dame mit dem Federhut die Kartenfrau angesprochen hat.

Ich war es gewohnt unter dem Himmel zu schlafen, mich von meinen Füßen Meile um Meile tragen zu lassen, die Richtung einzuschlagen, die mir gefällt, niemanden gab es, der mir befahl, jetzt stehe auf, jetzt esse, jetzt schlafe. In meiner Gefängniszelle kann ich an der einen Wand zweieinhalb Schritte und an der anderen Wand viereinhalb Schritte gehen. Links in der Ecke ist das Klosett, direkt daneben das Waschbecken, dann kommt der Tisch, darüber zwei Regalbretter und gegenüber stehen das Bett und ein Schrank.

Morgens schreite ich meine Zelle ab. Ich weiß, sie kann nicht schrumpfen. Es ist tückisch, zuerst bemerkst du nichts, kannst es nur ahnen, glaubst aber dennoch, dich zu täuschen. Millimeter um Millimeter rücken die Wände vor und dann, wenn du erkennst, dass du dich nicht irrst, kommt die Gewissheit. Ich werde zerquetscht werden vom kalten Stein. Er wird mir den Atem herauspressen. Ich weiß, die Wände werden noch in hundert Jahren stehen, aber ich werde ersticken. Ihnen jedoch wird nichts geschehen. Sie können mir vertrauen. Ich schreibe Ihnen, damit ich Ihnen den Weg in die Freiheit weisen kann.

Nun habe ich viele schöne Buchstaben auf dem Papier und noch viele Seiten, die ich beschreiben kann. Das Ö ist ein Witzbold. Ich mag es. Wenn ich seine Punkte in die Mitte schiebe, dann habe ich einen Knopf, habe ich mehrere davon, dann habe ich Knöpfe, schöne löstige Knöpfe. Das U lächelt immer, das klaue ich mir und setze es auf meinen Knopf. Dann nehme ich mir noch das feine V und mein Knopf hat eine Spitznase. Da will ich nicht so sein und gebe ihm ein C für die linke und eins für die rechte Backe. Mit solchen Segelohren kann er von einem Blatt zum nächsten gleiten. Da es ein liebes Knopfgesicht ist, bekommt

es einen Lutscher. Dafür nehme ich dem Q sein Strichchen weg. Mund auf und schmecken lassen.

Aber manchmal passieren Fehler. Ein Ö in einem scheußlichen Wort. Mörder. Wer hat sich das ausgedacht? Ich nicht, niemals. Ich bin Rosalie. Ich bin keine Mörderin. Hölle ist auch kein Wort, das eine sammeln und sich aufschreiben sollte. Es ist eins der Wörter, die dir Angst einjagen sollen. Hölle ist jedoch nicht schlimm, denn die gibt es gar nicht und was es nicht gibt, darüber braucht niemand zu grübeln. Aber so was muss eine wissen, denn sonst sickert es in deinen Kopf wie Schleim. Die Gefangene von nebenan ist voll von Schleim. Ich glaube, sie will meine Freundin sein. Der Gedanke behagt mir nicht.

Die Zellentüren werden gerade wieder aufgeschlossen. Vor Schichtwechsel müssen wir in unsere Zellen und die Schlüsselwächter zählen, ob alle Gefangenen da sind. Wir haben bis neun Uhr Freizeit, alle können sich auf der Station frei bewegen. Nichts, was mir gefällt. Denn dann sind auch die Muränen unterwegs, bis auf eine, die ist unter Verschluss, da sie einen Schlüsselwächter angegriffen hat. Das ist hässlich gewesen.

Der Schlüsselwächter machte eine Leibesvisitation, das freute ihn, denn er fasst gerne Frauen an. Ich solle aufpassen, nicht seine Aufmerksamkeit erregen, riet mir die Gefangene von nebenan. Der Muräne gefiel das Betatschen nicht und plötzlich, so schnell kannst du gar nicht gucken, donnerte sie dem Schlüsselwächter ihre Stirn gegen die Nase. Ihren Fuß rammte sie gegen sein Knie und dann hämmerte sie mit einem Stuhl auf ihn ein.

Der Alarm heulte auf und Füße stampften über den Boden, Hände stießen mich zur Seite. Ein Haufen von Schlüsselwächtern zerrte an der Muräne, die sich windete und brüllte. Hass und Wut schallten den Ohren entgegen, trafen mich wie Schläge. Die Schlüsselwächter packten sie an den Gelenken, spannten sie gleich einem Tuch, zogen kraftgewaltig, als würden sie den Körper zerreißen wollen und prügeln die Muräne stumm.

Ich wankte zurück in meine Zelle und legte mich aufs Bett. Ein Zittern überfiel mich. Meine Knochen hüpfen auf und ab, die Zehenknochen, die Kniescheibe, die Fingerknöchel, der Kiefer. Sie

vibrierten und vibrierten und aufstehen konnte ich überhaupt nicht. Erst in der Nacht, als der Mond hinter den Wolken hervorkam, sprangen sie alle zurück auf ihren Platz.

Muränen haben Gift in sich. Es ist in ihrem Blut. An ihren Zähnen sind Bakterien, wodurch Bisswunden schlecht heilen können. Gute Gründe sie zu meiden.

Die Muränen hocken immer beieinander und reden am liebsten über Kiffen, Knete und Kerle, so bezeichnen sie das. Sie lästern über mich. Sie spotten über meine Frisur oder meine Stimme, was ihnen gerade einfällt und nennen mich Babyface. Ihre Fischaugen glotzen mich an, als würden sie jeden Moment auf die Jagd gehen wollen.

Ich tue so, als würde ich nichts hören, denn ich könnte mich nicht gegen sie wehren. Sie sind stärker als ich, jede von ihnen. Ich spüre die Gefahr, aber noch halten die Muränen sich zurück.

Auch Sie sind in Gefahr gewesen. Gut, dass die Psychologin mit dem Dokortitel mir diese Kladde geschenkt hat. Könnte sein, es war ein Trick. Psychologen kennen Tricks. Alle Unterlagen auf dem Schreibtisch waren akkurat gestapelt. Einzig die Kladde lag quer an der Kante.

Eine Hälfte des Büros hat die Psychologin nach ihrem Geschmack eingerichtet. Es müssen ihre Möbel sein, die zwei Stühle mit dem Smaragdstoff und dem Schnörkeltischchen dazwischen. Fast auf Augenhöhe hängt ein Sonnenblumenbild. Genauer kann ich es mir nicht ansehen, denn in dem Büro bin ich eine Fremde. Zu der Psychologin mit dem Dokortitel muss ich gehen.

Als ich noch frei war, besuchte ich einmal einen Braunbären im Tierpark. In seinem Gehege gab es zwei Felsbrocken und einen Bach, auch Baumstämme und eine Hütte in der er schlafen konnte. Vor der Hütte war ein Stück Erde auf dem er den lieben langen Tag im Kreis lief, nie verließ er es, betrat nie das Gras, die Felsen oder den Bach, kratzte nie an den Baumstämmen. Eine Tafel war vor dem Zaun angebracht worden. Der Bär war eine Bärin und hieß Peppi. Sie hatte jahrelang in einem Eisenkäfig gelebt und darin ihre Runden gedreht. Nun gab es keinen Käfig mehr, aber sie konnte ihn trotzdem nicht verlassen. Das sei nicht therapierbar, stand auf der Tafel.

Die Psychologin mit dem Dokortitel hat Korkenzieherhaare und hat gerade erst die Universität verlassen. Sie muss verdammt fleißig sein. Bestimmt war sie früher eins der Musikmädchen gewesen. Eins dieser Mädchen, die aufs Gymnasium gehen durften und nachmittags mit der Straßenbahn zum Musikunterricht fahren oder mit dem Auto gebracht wurden. Einen schwarzen Koffer in der Hand, da drin eine Geige, Klarinette oder Oboe. Sie lernen vielerlei, jemand achtet auf sie. Ich habe diese Musikmädchen beobachtet und mir vorgestellt, wie ich diesen Koffer trage, wie ich all das Schöne erlebe. Mit so einem Koffer kann dir nichts passieren, denn du bist niemand, den man herumschubsen kann, du bist wichtig, denn du kannst Noten lesen und Musik erklingen lassen, du kennst dich aus mit Dichtern und Philosophen, du kannst Latein und Französisch, du kennst Photonen und Protonen, du bist ein Mädchen, das alles werden kann. Daher kann ich mir nicht erklären, warum die Psychologin mit dem Dokortitel im Knast arbeitet, wo sie doch furchtbar schlau sein muss.

Als mein Blick mal wieder zur Kladde glitt, also, das ist wie bei einem lockeren Zahn an dem die Zunge ständig fummelt, musste ich mich ablenken und erzählte ihr eine Kleinigkeit von meiner Mutter. Meine Mama schenkte mir zu meiner Geburt den Namen Rosalie, weil sie den für den allerbesten auf der Welt hielt. Mama und ich. Die Zwei ist meine Zahl. In diesem Jahr werde ich sogar eine Doppelzwei.

Meine Mama besaß eine Haarbürste, auf deren Silberrücken schlängelten sich Ranken und die Borsten streichelten mich flaumzart. Sie war schwer und groß und meine kleinen Hände hatten Mühe, sie zu halten. Ich bürstete meine Haare, denn ich wollte hübsch für Mama sein, und ich rief nach ihr und Mama küsste mich auf den Scheitel.

Ich hatte den Eindruck, die Psychologin mit dem Dokortitel glaubte mir nicht, glaubte nicht, dass ich mich erinnern konnte. Also erzählte ich ihr mehr als ich wollte, um sie zu überzeugen. Von Mama und mir. Aber in einem Moment, ein Schatten aus alten Tagen huschte vorbei, sah ich hinüber zur Kladde und die Psychologin erwischte mich. Kennen Sie das, wenn eins ertappt wird oder sich erschreckt? Dann zuckt Strom über die Haut, so eine Millisekunde. Ich verlor die Lust zu reden.

Nach einer Weile fragte sie mich, woran ich denken würde. An nichts, antwortete ich. Schließlich erhob sie sich, ging zu ihrem Schreibtisch und während sie sprach, nahm sie die Kladde in die Hand. Das nächste Mal müssten wir uns über den Abschlussvorbereitungskurs unterhalten, meinte sie. Ich habe die Schule abgebrochen, das letzte Jahr verpasst, denn wenn du auf der Straße lebst und über das Land ziehst, dann kannst du die Schule nicht besuchen.

Auf einmal hielt sie mir die Kladde hin. Sofort wollte ich zugreifen und den Vogel auf dem Deckel berühren, doch ich konnte mich noch bremsen. Wenn sie mir gefalle, könne ich die Kladde haben, meinte die Psychologin mit dem Dokortitel, wäre eine Übungsmöglichkeit. Ich könne alles aufschreiben, was mir einfiel, das wäre nur für mich, es sei denn, ich wolle es jemanden lesen lassen. Ich wollte die Kladde, aber ich wollte sie nicht von ihr. Also starrte ich darauf und wusste nicht, was ich tun sollte.

Die schlaue Psychologin legte den Vogel vor mir aufs Holztischchen. Seine Farben leuchteten in Weißgold, Rotgold, Gelbgold und Kupfer. Sein Goldauge und sein Kupferschnabel zeigten dorthin, wo früher sein Schwanzfederkleid gewesen war. Er war nur noch ein Fossil. Spuren im Gestein. Ich konnte nicht widerstehen. Ich strich über sein Skelett. Es kribbelte in meinen Fingerspitzen. Keine Zweifel, der Archaeopteryx gehörte zu mir.

Später in meiner Zelle bewunderte ich den Besucher aus der Urzeit bis zum Sonnenuntergang. Ihm wäre es möglich gewesen die Flügel auszubreiten. Seine Kraft zu spüren und hinauszukreischen. Er hätte sich durch das Gitter am Fenster gezwängt und wäre dann in die Luft emporgestiegen. Ich kann nicht entfliehen. Die Backsteinmauern, der Stacheldraht und die Schlösser hindern mich daran.

Ich beschloss, keine Buchstaben in die Kladde zu schreiben, da ich fürchtete sie zu ruinieren. Doch dann kamen Sie in der Nacht. Also musste ich die Kladde aufschlagen und den ersten Strich setzen, um bei Ihnen sein zu können.

Der Archaeopteryx ist ein Gedankenbote. Ebenso ein Gedankenfänger. Ich muss meine Gedanken festhalten, die wie ein Flummi herumhüpfen, mal hierhin, mal dorthin und im nächsten

Moment bereits vergessen sind. Mein Gehirn denkt häufig in Geistesprache. Meine Zunge spricht in Muttersprache. Meine Hand schreibt in Schriftsprache. Schnipp Schnapp der Faden ist ab. Gedanken können ein Lachen hervorkitzeln oder Tränen fließen lassen.

Es wird Zeit. Sie müssen aufbrechen. Die Dunkelheit ist Ihr Schutz. Niemand darf Sie sehen. Denn eines müssen Sie wissen, jetzt, wo Sie getötet haben, wird man sie verfolgen.

Hinter Ihnen ist eine Seitentür, auf deren Griff Sie springen müssen. Ihr Gewicht wird sie öffnen. Ist kinderleicht. Probieren Sie es. Sehen Sie, es hat geklappt. Du meine Güte. Der Garten gleicht einem Schlosspark. Die Marmordelphine im Teich wirken unheimlich. Finden Sie nicht, mit diesem Grinsen? Nur zu, trinken Sie. Die Fische kenne ich, die heißen Koi. Also ne, nicht draufschlagen. Eine Mahlzeit hatten Sie bereits, auch wenn Sie nur die delikatsten Fleischstücke des Geldfuzzis verspeist haben.

Ich hoffe, Sie sind somit für den langen Weg gerüstet und werden nicht hungern, denn ich weiß nicht, wie es mit Ihren Jagdkünsten bestellt ist. Ihnen fehlt die Übung. Aber heute haben Sie bewiesen, dass Ihre Instinkte funktionieren. Als nächstes müssen Sie über den Zaun springen, der hinter der Hecke verborgen ist. Kommen Sie, ein kräftiger Sprung und Sie landen auf Gras. Versprochen.

Und los, nur Mut, springen Sie. Wie elegant Sie sich bewegen, wie geschickt Sie den Sprung auffangen. Kein Menschenwesen kann sich mit Ihnen vergleichen. Warten Sie. Ich sehe nach, was da gerappelt hat. Entwarnung. Es ist bloß ein Waschbär, der die Mülltonne umgestoßen hat. Jetzt geht es in den Wald. Laufen Sie die Hügelstraße hinauf.

Was für ein imposantes Villenviertel. Hier müssen die Bewohner wie die Trolle auf Goldhaufen hocken. Wenn du vor Gericht angeklagt bist und kein Geld und keine Arbeit hast, dann bist du nichts wert. Arbeitsscheue Obdachlose hatte die Staatsanwältin mich genannt. Das stimmte, aber mir missfiel, wie sie es sagte, so als sei ich Abfall. Ich finde, es gibt keinen guten Grund, warum sich ein freier Mensch verkaufen sollte. Das habe ich von Rubezahl gelernt, dem Riesen mit den Veilchenaugen und den Pfannkuchenhänden. Er wusste über solche Angelegenheiten eine Menge. Ich hörte ihm oft stundenlang zu, denn mir



gefiel seine Stimme. Er war einmal Opernsänger gewesen, hatte sogar auf der Bühne gestanden und den Saal mit seiner Bassstimme gefüllt. Aber dann kam das Pech und er wurde Philosoph, das ist jemand, der über alles nachdenkt.

Wenn er Schnaps trank, hielt ich mich fern von ihm. Ich mag den Geruch von Alkohol nicht. Der Atem stinkt. Außerdem wurde Rübezahl dann tollpatschig, wehrlos und für junge Männer ein Opfer, weil sie sich männlich fühlen wollten. Fragen Sie mich nicht, warum man andere quälen muss, um ein Mann zu sein. Rübezahls Gesicht wurde dann grün und blau. Nase, Rippen und Arme wurden ihm mehrfach gebrochen. Mit dem Trinken hörte er trotzdem bis zum Ende nicht auf. *Multae sunt causae bibendi*, meinte er zu mir, wenn ich ihn darauf ansprach, es gäbe viele Gründe zu trinken.

Wenn wir unter dem Sternenhimmel am Feuer saßen, waren wir friedlich beisammen und sangen. Ich glaube, er kannte alle Lieder dieser Welt, zumindest ganz schön viele. Traurige Lieder von Abschied und Schmerz, fröhliche Lieder von Wein und Tanz, lustige Lieder von Narren und Kindern.

Rübezahl war davon überzeugt, die Welt sei ein Tollhaus. Das dürfte ich nie vergessen. Arbeit und Geld müssten abgeschafft werden, damit der Wahnsinn geheilt werden könne. Seine Reden leuchteten mir ein. Bei der Arbeit ist es schnurz, ob sie nützt oder schadet, denn sie soll in Geld verwandelt werden. Immer mehr Arbeit soll aus einem Menschlein herausgequetscht werden, damit noch mehr Geld gescheffelt werden kann. Eine Hirnverbranntheit, denn wenn du etwas tust, dann sollte es dem Leben dienen oder Freude bereiten. Äcker einsäen oder Musik komponieren oder Kindern vorlesen.

Mache dich an die Arbeit, sagte der König zur Müllerstochter, und wenn du bis morgen früh dieses Stroh nicht zu Gold versponnen hast, so musst du sterben. Der König sperrte sie in der Kammer ein und die Müllerstochter weinte, denn sie wusste sich keinen Rat. Da erschien ein Männchen und im Tausch gegen ihr Halsband spann er das Stroh zu Gold. Bei Sonnenaufgang kam der König herein und sein Herz ward noch gieriger. Er ließ die Müllerstochter in eine größere Kammer bringen und befahl ihr, wenn ihr das Leben lieb sei, auch dieses Stroh in einer Nacht

zu Gold zu spinnen. Nun weinte das Mädchen bitterlich und erneut half ihr das Männchen, wofür er ihren Ring erhielt. Am nächsten Tag erfreute sich der König am Anblick des Goldes und ließ die Müllerstochter in eine noch größere Kammer bringen. Sollte es ihr gelingen, dieses Stroh zu Gold zu spinnen, dann sollte sie seine Gemahlin werden. Zum drittenmal erschien das Männchen, aber das Mädchen besaß nichts, was sie ihm noch geben konnte und so verlangte er von ihr, wenn sie denn Königin sei, ihr erstes Kind. Als am Morgen der König kam und alles fand, wie gewünscht, so hielt er Hochzeit mit ihr, und die schöne Müllerstochter ward eine Königin.

Was für eine Gruselgeschichte. Der König raubt einem Mädchen die Freiheit, erpresst Reichtum von ihr und droht ihr mit dem Tod. Er hat ihr nur Stroh gegeben und beansprucht dafür das Gold für sich. Als Belohnung darf sie ihn heiraten. Wie verrückt ist das denn? Das Mädchen hätte Rausschmeißer vom Gold bezahlen sollen, die den König vom Thron geworfen hätten. Alle seine Untertanen hätten ohne Ausbeuter leben können und wären fortan niemandem unterworfen.

Keine Sorge, dem Männchen Rumpelstilzchen erging es schlecht, denn die Königin hat ihn überlistet und ihr Kindlein behalten. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.

Rübezahl meinte, Arbeiten sei Götzendienst. Die alten Griechen haben solch eine Schinderei abgelehnt und gedacht, wer sich für Geld verkauft, gleiche einem Sklaven und sei ein schlechter Freund, da ihm die Zeit für die Verantwortlichkeit einer Freundschaft mangle. Rübezahl sagte, Arbeitsplätze und Gefängnisse beruhen auf Kontrolle, darüber, was du zu tun hast, wann du anfangen, wann du beenden musst, wie schnell du sein musst, wann du essen sollst, wie du dich kleiden sollst, wann du auf die Toilette darfst, was in deiner Akte steht. Immer schön gehorsam wird verlangt. Arbeit ist Zwangsarbeit, macht krank, verletzt, verkrüppelt, tötet und die Menschen flüchten in Alkohol und Drogen. Rübezahl erklärte mir den Irrsinn der Welt und erzählte mir von den Lügen. Auf einem Plakat hatte er gelesen, Arbeitsplätze seien die schönsten Plätze im Land. So was Gemeines. Das durchschaute selbst ich. Wenn das wahr wäre, dann müsste es mit seinen Bergen, Meeren,

Seen und Wäldern ätzendhässlich sein. Es ist aber herrlichschön, ich kenne es. Ich habe Augen im Kopf.

Auf der Welt arbeiten Menschen in stickigen Fabriken, auf giftigen Müllhalden, in gefährlichen Gruben, dennoch verlangen sie nach Arbeit und schimpfen, wenn es keine gibt. Selbst die Menschen, die Tretminen herstellen, sind sauer, wenn sie keine mehr zusammenbauen dürfen. Stellen Sie sich das vor. Da sucht der kleine Hirtenjunge seine Ziege und setzt fröhlich pfeifend seinen Fuß nach vorn. Ein Knall dröhnt in seinen Ohren. Er fragt sich, was geschehen ist, warum er im Staub liegt und wundert sich, wem die Beinstummel gehören, und dann erkennt er und gleichzeitig zerfetzt ihn der Schmerz. Er schreit wie noch nie zuvor in seinem Leben.

Nun wissen Sie, worüber Philosophen nachdenken. Ich bin keine von ihnen, dafür bin ich nicht klug genug, aber Rübezahl konnte mir alles so erklären, dass es in meiner Gehirnappelkiste nicht verloren ging.

Wenn ich etwas sein, etwas erlernen dürfte, dann wäre ich Himmelforscherin oder Fahrradmechanikerin. Ein Fahrrad ist das Größte auf Erden. Eine Supererfindung. Wie gerne hätte ich ein Trekkingrad. Mein Rucksack und mein Schlafsack kämen auf den Gepäckträger und ich würde lossausen.

Da am Verkehrsschild müssen Sie abbiegen. Seien Sie vorsichtig. Auf dieser Straße könnte Ihnen ein Auto entgegenkommen. Sie dürfen nicht im Lichtkegel stehen bleiben, sich nicht blenden lassen, sondern müssen sofort in den Seitengraben springen und sich ducken. Ich würde einen Abstecher zu Peppi machen, nachsehen, ob sie noch lebt, aber ich finde, wir lassen das besser sein. Überqueren Sie jetzt die Straße und laufen Sie in den Wald. Immer der Nase nach. Sie können das Tempo verringern. Teilen Sie sich Ihre Energiereserven ein. Es ist eine weite Reise zum Containerterminal. Dort liegt das Schiff, mit dem Sie fahren werden. Es bringt Sie über Antwerpen und Lissabon nach Santos. Das ist in Brasilien und ab da müssen Sie sich ohne mich durchschlagen.

Ob man am Amazonas mit dem Rad fahren kann? Ich glaube nicht, aber mit meinem Lieblingsrad bestimmt doch, das meistert alles. Es trägt den Namen des stärksten Helden, einer, der von einem Gott abstammte.

Zeus ist der Göttervater. Er mochte die Menschen nicht, wollte sie sogar mit einer Sintflut auslöschen. Aber er liebte die Menschenfrauen, so Alkmene, den klügsten Menschen auf der Erde, und mit ihr zeugte er Herakles, den berühmten Helden.

Der Laden befand sich in einem Eckhaus. Zwei Stufen führten zum Eingang. Oberhalb war ein Miniatureinrad aus Gusseisen montiert. Eine Glocke bimmelte, wenn die Tür geöffnet wurde. Herakles stand im Schaufenster. Wenn ich ihn besuchte, setzte ich mich ins Buswartehäuschen auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Ihn zu betrachten, genügte mir vorerst, da ich mich an ihm nicht satt sehen konnte. Ich überlegte, wie es wohl wäre, wenn ich den Lenker umfassen, mich auf den Sattel setzen und in die Pedale treten würde, wie es wäre, wenn dieses Silberblau-metallicrad mein würde. Es dauerte eine Woche, bis ich mich traute durch diese Tür hindurch zu gehen.

Zunächst kam kein Verkäufer. Ich konnte zu Herakles gehen und über den Aluminiumrahmen, den Schriftzug seines Namens streichen. Makellos und kühl fühlte er sich an. Was für eine Wonne. Ich probierte die Bremsen aus, zupackend waren sie. Ich drückte den Sattel hinunter, um zu sehen, wie der Luftstoßdämpfer funktionierte. Wir atmeten im gleichen Rhythmus, durchflossen vom gleichen Lebensstrom.

Siebenundzwanzig Gänge könnten jedes Gelände bewältigen. Auf dem Packtaschengepäckträger würden alle meine Besitztümer passen. Mit der Werkzeugtasche und der Luftpumpe wäre ich für ein Leben auf dem Rad gerüstet. Ich und mein Herakles wären ein Traumpaar gewesen.

Erschrocken fuhr ich herum, als eine Person mich fragte, ob sie helfen könne. Ein Kopfschütteln später war ich bereits aus der Tür und mein Herz klopfte so heftig, dass ich es unter meinen Rippen spürte. Sehnsucht tut weh. Niemals würde ich die notwendigen Geldstücke aufbringen können, um ihn auslösen zu können. Das hält doch keiner auf Dauer aus. Nie wieder bin ich zurückgekehrt. Armer Herakles, arme Rosalie.

Von meinem Freund Herakles werde ich der Psychologin mit dem Dokortitel nichts erzählen. Sie will bloß von Menschen hören. Aber sie macht alles kaputt mit ihren Fragen. Ich werde nicht mehr über meine Mama reden. Geschenk hin oder her. Da muss was in meinen Akten stehen. Die Einträge aus dem Krankenhaus, dem Kinderheim, dem

Jugendamt, vom Gericht und was weiß ich noch. Ich kann nicht sagen, welche Informationen über mich auf Papier gesammelt wurden. Nur einmal konnte ich auf einer Seite ein Wort lesen. Tagträumerin.

Solange ich Ihnen von mir erzähle, wissen Sie, dass Sie nicht allein sind und wir bleiben verbunden. Sie lebten in Gefangenschaft. Die Freiheit ist nicht immer einfach. Denken Sie an Peppi. Sie jedoch haben mich und ich bleibe bei Ihnen. Versprochen. Mit Spucke besiegelt. Durch Blut gelöst. Ich erzähle Ihnen so viel ich kann, am besten so viel wie der Wassermann.

Der Wassermann weiß alles über die Götterwelt der alten Griechen, die waren damals ziemlich gescheit, glaubten aber dennoch an Götter, das war nicht so klug, denn Götter existieren nicht. Wenn wir Menschen erst einmal ausgestorben sind, lange bevor unsere Sonne explodiert, dann sterben auch die Götter. Ein sehr beruhigender Gedanke, wie ich finde. Sie sind nur eine Macke unseres Gehirns.

Rübezahl hat mir die Evolution erklärt. Also unsere Entwicklung über Millionen Jahre und die ist nicht perfekt. Das Menschengehirn ist ein zusammengeschusterter Teil von uns, ineffizient, aber funktionstüchtig. Das Hirn ist ein Geschichtenerzähler, wenn es schläft und wenn es wach ist. Es vernimmt ein Knacken und denkt, upps, da will mich ein Säbelzahn tiger fressen, ich muss weglaufen. Oder es denkt, upps, da ist ein Geist, der will in mich fahren, ich muss weglaufen. Wegzulaufen, weil es ein Tiger sein könnte, hilft zu überleben, wegzulaufen, weil es ein Geist sein könnte, nützt gar nichts, aber es bringt dich auch nicht um. Das Gehirn reimt sich immer seinen Sinn. Es kann nicht anders, selbst, wenn es weiß, was es da tut. Trotzdem mag ich die Geschichten, die der Wassermann mir erzählt hat. Gute Geschichten müssen nicht wahr sein. Mein Gehirn ist halt ein Menschenhirn.

Den Wassermann lernte ich im Stadtpark kennen. Es waren goldene Herbsttage. Laut Messingschild saß ich auf Paula, die recht bequem war. Ich döste in der Sonne. Er nickte mir im Vorbeigehen zu. Ich nickte zurück. Das gehört sich so. Am dritten Tag fragte er mich, ob er mich zu einem Cappuccino ins Eiscafé einladen dürfe. Ich zog eine Schnute, denn

Kaffee schmeckt mir nicht. Er fügte sogleich hinzu, ich könne bestellen, was ich wolle.

Eine Verlockung. Seit Jahren hatte ich kein Eis schlecken können. Ich überlegte mir, welche Sorte ich bestellen sollte und wie viele Kugeln ich überhaupt bekommen würde. Wenn ich mehr als eine Kugel bekäme, könnte ich verschiedene Sorten probieren. Eine Gaumenfreude. Meine Wahl musste wohlüberlegt sein.

Als ich mich umdrehte, stand der Mann noch bei Paula. Wenn er es sich anders überlegt hatte, dann hätte er es doch gleich sagen können. Er lächelte, was bei ihm nett aussah. Ich hätte ihm sagen sollen, dass ich sein Angebot annehme, doch ich hatte nur ans Eis gedacht und war losmarschiert. Mein Fehler.

Ich bestellte einen Früchtebecher. Jeden Leckerbissen kostete ich auf der Zungenspitze, während der Mann von seiner Arbeit im Haus des Geldes redete. Ich sah ihn an, aber mein Gehirn wollte dieses Rauschen nicht entziffern. Es beachtete lieber meine Riechzellen und meine Schmeckzellen. Dem Mann muss unser Kaffeekränzchen jedoch gefallen haben, denn er fragte mich, ob er mich morgen wieder einladen dürfe. Ich erlaubte es ihm. Ich ging zurück zu meiner Bank in der Sonne und er zu seinem Platz in der Bank.

In den folgenden Tagen konnte ich die gesamte Eiskarte austesten. Mein Favorit war der Nussbecher. Die Nüsse waren karamellisiert und es gab Schokosplitter. Keinen der Eisbecher habe ich zweimal bestellt, da ich nicht wusste, wie weit ich mit der Karte kommen würde und es hätte mir leid getan, die anderen Kreationen nicht probieren zu können. Die Sorge war aber nicht nötig gewesen. Ich habe sie alle geschafft und der Herbst verwandelte sich.

Als ich den Löffel des letzten Bechers ablegte, fühlte ich mich fidel wie ein Mops. Dicke Regentropfen, die gegen die Scheibe klatschten, kündigten die Sturmzeit an. Elemente, die wirbeln und spritzen und dich das Leben spüren lassen. Zu Ehren des Tages konzentrierte ich mich auf die Worte des Mannes, der von seiner Wohnung redete, wo er auf einem Gasherd gerne für Gäste kochte.

Eine warme Mahlzeit tut gut. Ich brauche nicht viel an Speisen. Die Früchte des Feldes und der Bäume und des Waldes genügen mir. Ich bin

eine Sammlerin und Pflückerin. In der Stadt gibt es die Müllcontainer der Supermärkte oder die Reste auf den Wochenmärkten, die Foodsharingstationen und die Küfas, die Küchen für alle. Fleisch esse ich nicht. Ich vertrage es nicht, habe ich noch nie. Ich finde es ekelig. Ich weiß, für Sie verhält es sich anders, aber Sie haben auch keine Wahl. Schmeckt Ihnen Menschenfleisch?

Es soll dem Schweinefleisch vergleichbar sein. Die süßen Schweinchen sind uns genetisch ähnlich. Deswegen können Haut und Herzklappen von Schweinen auf Menschen transplantiert werden. Also da schneidet ein Chirurg das Gewünschte beim Schwein raus und pflanzt es in den Menschen. Ich habe gelesen, dass Feuerwehrleute nicht gerne Schweinefleisch essen. Also wenn er einen Brand löscht und denkt, da hat der Nachbar aber einen leckeren Krustenbraten im Ofen und dann stellt sich heraus, dass es ein gegrillter Mensch ist, der dermaßen duftet. Aber eigentlich essen Menschen alles in ihrer Verwandtschaft, auch ihre Cousinen und Cousins, die Menschenaffen, und manchmal sogar die Menschen selbst.

Das Gericht, von dem der Mann schwärmte, klang appetitlich. Eine Palette von Zutaten. Pilze, Mangold, Kartoffeln, Auberginen, Rosmarin, Paprika, Knoblauch, Pfeffer, Zwiebeln und Käse. Er lud mich ein in sein Heim.

In die Wohnung hätte eine Großfamilie reingepasst. Sie erstreckte sich über zwei Etagen und auf der Dachterrasse konnte ich den Blick über die Stadt schweifen lassen. Dort oben fühlst du dich entrückt von dem Treiben, von dem Leben der Anderen. Die Welt zu deinen Füßen und doch so fern und fremd.

Bei Tisch fragte er mich, was ich den Tag über machen würde. Spazieren gehen, antwortete ich.

Damit konnte er nichts anfangen und fragte nicht weiter. Er ist ein Arbeitsmensch und will sich mein Leben gar nicht vorstellen. Ich sagte Ihnen bereits, nicht jeder ist die Freiheit gewohnt.

Durch den Schnee stapfen, wenn die Eiszapfen funkeln und der Atem aufsteigt. Durch den Sommerschauer schlendern, wenn danach der Asphalt dampft und ein Regenbogen erleuchtet. Durch den Sturm gehen, wenn der Wind an mir zerrt und Blätter fliegen. Über den Strand mit

nackten Füßen wandern, wenn die Möwen segeln und die Schiffe am Horizont verschwinden. Ich immerfort sicheren Schrittes. Die Wanderlust kennt keine Grenzen.

Sein Bad war größer als all meine Kinderzimmer, die ich je gehabt habe. Die reinste Platzverschwendung. Aber eines muss ich sagen, die Wanne fand ich spitzenklasse. Sie stand Mitten im Raum. So eine hätte ich auch gern benutzen wollen, am liebsten unter einem Walnussbaum.

Ich öffnete ein paar der Flaschen auf dem Regal und roch Badeöl in Flieder und Lavendel, Badeschaum in Moschus und Minze. Der Mann klopfte an die Tür, da er wissen wollte, ob alles in Ordnung sei.

Funktioniert die Badewanne?, rief ich. Die Frage war mir rausgerutscht, eine blöde Frage. Er kam herein und drehte den Wasserhahn auf. Das Wasser plätscherte und verlockte mich.

Ich könne baden, sagte er. Ich entschied mich für Minze und schüttete reichlich davon ins Wasser. Dann setzte ich mich auf den Wannrand und spielte mit dem Schaum, pustete ihn umher. Diese Bläschen besitzen Leichtigkeit und Anmut.

Der Wassermann legte seine Hand auf meine Schulter. Ob ich den kleinen Lord Fauntleroy kennen würde, fragte er mich. Der Film lief immer Weihnachten im Fernsehen. Wir könnten ihn uns auf DVD ansehen. Zwischen dem Knaben im Film und mir würde eine gewisse Ähnlichkeit bestehen. Seine Finger streiften zu meinem Hals. Viele Frauen würden aufdringlich wirken, flüsterte er, seine Stimme hörte sich wie ein Kratzen an. Mit ihrer Schminke, ihrer spärlichen Kleidung und ihren zur Schau gestellten Brüsten. Sie wüssten nicht, wie abstoßend sie seien. Ich dagegen würde Natürlichkeit ausstrahlen, sei unverdorben.

Ich mag Frauen, sehr sogar. Ich betrachte sie gerne. Sie fühlen sich gut an. Sie klingen nach Musik. Das Schallen des Lachens. Das Klappern der Armreifen. Das Rascheln der Kleider. Das Klackern der Absätze. Manchmal bin ich in den Gassen den Geräuschen gefolgt, die mein Herz zugleich beschwerten und beflügelten. Mama.

Sonntags hübschten Mama und ich uns an. Aus ihrem Gesichtsmalkasten durfte ich wählen. Fasziniert sah ich ihr zu, wenn sie die Farben mit Stiften und Pinseln auftrug. Sie malte ihren Mund kirschrot an, sah leckerschön aus. Ich bekam auch einen Tupfer. Wir



flanierten durch die Stadt, wobei Mamas wunderbarer Busen wippte. Mama war eine Frau und ich bin nur ein kleiner Lord.

Der Wassermann streichelte mit seinem Finger meinen Nacken. Ich mag es nicht, wenn jemand mich anfasst. Allein Kinder dürfen einen ungefragt anfassen, das weiß doch jeder. Ich schüttelte den Schaum von meiner Hand und sprang auf. Verdirbt der mir meinen Spaß und so einer findet Frauen lästig.

Er rannte mir zur Tür hinterher und versperrte mir den Weg. Irgendetwas stammelte er, wobei er ein Flauschbadetuch aus einem Schränkchen riss und mir entgegenhielt. Ich wollte durch diese Tür. Niemand darf mir vorschreiben, wo ich bleiben soll. Welch ein Ärgernis. Welch ein Idiot. Er sollte verschwinden. Das Badetuch legte er auf den Stuhl neben der Tür und anschließend ging er hinaus.

Aus dem Wasserhahn sprudelte lustig fort das Wasser. Meinen Ohren gefiel es, ich zögerte. Aber dann wollte ich nicht widerstehen. Ich tauchte ein ins Schaumbad, wohligwarm umfing es mich.

Es klopfte erneut an der Tür. Der Wassermann wollte wissen, ob ich einen Traubensaft möchte. Da ich wollte, brachte er ihn mir, in einem Prunkkelch. Ich fühlte mich wie eine Prinzessin oder vielleicht wie ein kleiner Lord, was weiß ich, was ein Lord macht. Der Wassermann stand immer noch vor mir, aber als er meinen Blick zur Tür bemerkte, verwandelte sich sein Gierblick in einen Glanzblick. Er trat zurück, setzte sich auf den Stuhl und begann zu erzählen, von einem Schöpfungsmythos.

Am Anfang war das Chaos. Es spuckte aus. Es spuckte ein unförmiges Großes aus. Dieses Große atmete das Nichts ein und als Gaia, die Erde, Luft ausatmete, entstand Uranos, der Himmel. Gaia und Uranos liebten sich und Gaia gebar wunderschöne, große Wesen, die Titanen. Aus Freude schmückte sie sich mit einem Hochzeitskleid, die Blumen, die Gräser, die Wälder. Doch das Glück endete, als hässliche Wesen das Licht erblickten. Uranos verachtete diese Kinder und stieß sie zurück in den Schoß der Mutter. Gaia krümmte sich vor Schmerzen und es entstanden Berge und Hügel. Gaia weinte vor Schmerzen und es entstanden Flüsse, Seen und Meere. Gaia ertrug es nicht mehr. Sie ließ einen Feuerstein wachsen, bog ihn zu einer Sichel und bat ihren Sohn,

den Titanen Kronos, ihr zu helfen. Kronos stand seiner Mutter bei. Er nahm die Sichel und schnitt seinem Vater das Glied ab.

Ich wollte mehr erfahren von Zeus, Hephaistos, Pallas Athene, Hera, Demeter und dem Rest der Götterbande. Geschichten sind Abenteuer, bei denen du allerhand erlebst, obwohl du nicht dabei bist. Du gruselst dich, freust dich, manchmal musst du sogar weinen. Das ist, als ob die Figuren leben würden. Mein Badebesuch wurde ein wöchentliches Ritual, während dem der Wassermann auf dem Stuhl saß, mir zusah und erzählte. Seine Blicke, die einsamen, störten mich nicht, waren mir egal, an mir ist nichts, was abstoßend wäre. Klasse sind meine Beine, schnell wie eine Gazelle, stark wie ein Maulesel.

Ich bin gerne alleine, auf jeden Fall kann ich nicht ständig Menschen um mich haben. Ihnen brauche ich das nicht zu erklären. Doch bei den Menschen ist es so, dass sie sich manchmal binden wollen. Der Wassermann suchte eine, die bei ihm bleiben wollte.

Er zeigte mir einmal ein Zimmer, in dem ich wohnen könnte, ich müsste nicht auf der Straße leben. Es enthielt eine Hantelbank und eine Kiste mit Krimskrams. Wir könnten Möbel kaufen, meinte er, ich könne Tapeten aussuchen und auf dem Balkon mein Frühstück genießen. Er wolle sich um mich kümmern.

Stimmt schon, im Winter ist eine Wohnung bequem. Obwohl ich sagen muss, seit ich auf der Straße lebte, den Witterungen ausgesetzt, war ich nie wieder krank, kein Schnupfen, kein Husten, kein Fieber, das war auch mal anders gewesen.

Ich stellte mir vor, wenn der Wassermann in dem Geldhaus einen Herzinfarkt bekommen und sterben würde, das ist bei Arbeitstieren nicht selten, dann könnte ich den Winter über in der Wohnung bleiben. Es würde eine zeitlang dauern bis es jemanden auffallen würde, wer da wohnt. Aber dann dachte ich mir, der Wassermann wolle sicherlich nicht sterben. Also überlegte ich mir, er könnte verreisen, nach Argentinien, weil er Geldgeschäfte erledigen muss. Im Hotel trifft er auf eine Knabenfrau, die wie er einen Liebhabmenschen finden möchte. Gemeinsam bauen sie ein Schlosshaus und wären unzertrennlich. Er käme selten in die alte Heimat zurück. Natürlich bräuchte er dann eine wie mich, die auf seine Wohnung aufpasst. In der kalten Zeit könnte die

Heizung platzen oder Schnee gefegt werden müssen. Diese Geschichte fand ich für alle Figuren gelungen.

Ich lehnte sein Angebot ab. Das Dach über den Kopf, das Plätzchen vor dem Kamin. Seltsam dabei war, dass ich von nun an nicht nur seinen Geschichten lauschte, sondern mich hin und wieder fragte, wie es sein würde bei ihm zu leben. Ein Weichgefühl schlich sich dann in meinen Bauch und wenn er mich fragte, ob ich nicht diese Nacht bei ihm verbringen wolle, es sei bitterkalt draußen, formte sich ein Ja in mir. Was Geschichten alles bewirken können. Glücklicherweise entwischte mir dieses Wort nicht, denn dann hätte der Geschichtenerzähler geglaubt, ich würde für immer bei ihm leben. Er würde mich nicht gehen lassen wollen und dann könnte ich nie mehr zu ihm kommen, nie mehr zu meinem Badetag.

Meine Mama hätte ich nie verlassen. Mit ihr wäre ich überall hingegangen. Für allzeit und unendlich. In purpursamt und staubgrau. Von ozeantief bis wolkenhoch. Meine Mama konnte nicht bei mir bleiben. Aber sie liebte mich, das weiß ich. Das Gefühl trage ich in mir, auch wenn ich noch klein war, als ich sie für immer verlor. Manchmal, wenn Traurigkeit meine Mama überfiel, hob sie mich auf ihren Schoß und bettete mich an ihren Busen. Haut an Haut schmiegt wir uns aneinander. Ich, frisch und duftend vom Baden, sie mit aufgeknöpfter Bluse, damit sie mich spüren konnte, ganz nah. Die blöde Traurigkeit in ihr musste weichen, denn ich war bei ihr.

Zartheit und Geborgenheit waren ihre Brüste. Der wohlfühlige Ort auf der Welt. Ich habe immer gedacht, als ich später zur Schule ging und der Religionslehrer vom Paradies sprach, dass ich von Herzen darauf verzichten würde, wenn ich meine Mama zurückbekäme, ich meinen Kopf auf ihre Brust legen könnte und sie mich mit ihren Armen umschließt. Das ist besser als Paradies. Dafür muss ich noch ein Wort erfinden.

Wie sich dieses Besseralsparadiesgefühl anfühlt, habe ich nochmals am Zipfel zu fassen gekriegt, als mich ein alte Frau, ich weiß nicht, warum sie zu uns ins Kinderheim gekommen war, ich kannte sie nicht und habe sie auch nie wieder gesehen, als mich diese alte Frau plötzlich

an sich drückte, fest an sich drückte, ein paar Worte sprach und mich wieder los ließ.

Ihr großer, weicher Busen wühlte mich auf. Den restlichen Tag über war ich verwirrt. Ich habe mich beim Essen bekleckert, bin von der Schaukel gestürzt, und was mir peinlich war, weil ich schon ein großes Mädchen war, ich habe mich eingepieselt.

Dafür konnte ich nichts, denn ich war, als ich den Druck auf der Blase spürte, aufgestanden und zur Toilette gegangen und habe anschließend an der Kette gezogen. Das Wasser rauschte. In meinem Traum. In Wirklichkeit war ich noch immer in meinem Bett und pullerte, durchnässte meine Unterhose, das Bettlaken, die Matratze. Nichts davon bekam ich mit. Ich schlief und träumte von Mamas Elfenhaut.

Hin und wieder passierte mir ein Malheur. Das Pinkeln war der Grund dafür gewesen, dass ich zurück ins Kinderheim gebracht worden bin. Das Ehepaar wollte mich nicht. Ich sei nicht stubenrein. Dabei hatte ich mich richtig doll bemüht. Nachdem ich fürs Bettnässen von ihnen Schimpfe bekommen hatte und es anschließend wieder geschehen war, ich diesmal aber wach geworden war, versuchte ich die Spuren zu beseitigen. Ich legte Schlüpfer und Nachthemd auf die Heizung. Das Bettlaken breitete ich über den Stuhl aus, damit ich es wedeln konnte.

Als am Morgen die Frau die Zimmertür öffnete, rümpfte sie sogleich die Nase. Ihr Blick sprang von der Heizung zum Stuhl zu mir. Sie packte mich am Arm und klatschte mir auf den Popo. Eine Feuerspur brannte auf meiner Haut. Tränenwasser sammelte sich in meinen Augen. Hinter meiner Stirn puckerte es. Die Flecken waren doch fast trocken geworden. Ich hätte nur ein bisschen mehr Zeit gebraucht.

Die Frau riss das Fenster auf und schrie, wie ich nur so eine Sauerei hätte veranstalten können. Ob ich den Gestank nicht riechen könne und wie ich den Schmutz auch noch über die Möbel hatte verteilen können. Ich sei ein Dreckfink. Worte hagelten auf mich nieder, schrill, böse. Ich kämpfte gegen die Tränen, denn eine Heulsuse wollte ich nicht sein, war ich doch schon eine Asoziale, was immer das bedeutete. Aufgrund des Lärms kam der Mann und wollte wissen, was das Geschrei solle.

Da stand ich armer Tropf zwischen den Erwachsenen. Ich stand mit nacktem Popo und blickte auf den Pipifleck der Matratze, roch den

Pipiduft der Wäsche und Tränen rollten hinab. Du wolltest es, sagte der Mann zur Frau und drehte sich um. Wage es nicht, einen Ton von dir zu geben, sagte die Frau zu mir. Ich schluckte. Die Tür schlug zu. Ich blieb zurück. Die Frau und der Mann stritten. Alles wegen mir. Sie mochten mich nicht. Keiner will einen Bettnässer haben.

Meine Mama hätte mich niemals bestraft, zumal ich gar nicht mehr ins Bett gepinkelt hatte. So was kann passieren, mir ist es passiert und daher würde ich nie ein Kind bestrafen, wenn es den Weg zur Toilette nicht schafft. Denn das ist für ein Kind schlimm. Die Erwachsenen müssten es doch wissen, schließlich waren sie doch einmal Kind. Aber sie interessiert bloß, dass alles sauber bleibt. Du sollst nicht die Kissen auf dem Sofa zerknittern, nicht mit ungewaschenen Händen die Tischdecke berühren, nicht mit Wachsmalstiften über den Papierrand malen.

Mama hätte sich an so was nicht gestört. Sie roch allerherrlichst und war eine schönallerliebste Frau. Wenn sie ihr Haar löste, fiel es in Wellen den Rücken runter. Ihr Haar glänzte in Kupfer und Gold, als hätte eine Fee es mit Zauberglitzer bestreut. Ihre Bernsteinaugen leuchteten honigwarm. Ein Lied auf ihren Lippen trug mich ins Wolkenland. Ihre Stimme kuschelte mich sanft ein.

Meine Mama konnte singen wie ein Vögelchen, wie die Spatzen aus der Schallplatte. Einen bunten Stapel Musik besaß meine Mama. Ich mochte die Lakritzscheiben, die knisterten und tönerten. Über die Jahre vergaß ich leider unser Lied, das Lied, das wir gemeinsam mit dem Mann aus der Lakritzscheibe gesungen hatten. La lalalala la. An Bruchstücke der Melodie konnte ich mich noch erinnern, aber sie kamen und verschwanden wie sie wollten.

Ebenfalls ein großartiger Sänger war mein Freund Kuku. Er wohnte in der Holzhütte bei uns im Flur. Wenn die Tür aufsprang und er herausschoss, rief er stets Kuku. Ihm gefiel sein Name. Ich fand den auch toll und jauchzte vor Freude. Bevor er bei uns eingezogen war, lebte er in einem weit entfernten Land. Er erzählte mir von den Tieren, Steinen und Pflanzen, die dort die verrücktesten Sachen anstellten, wenn die Menschen nicht hinsahen. Menschen, fand Kuku, seien meistens

Störenfriede und daher würde sich selten jemand mit ihnen abgeben. Wenn Kuku seine Geduld mit mir Menschlein verlor, redete er nicht mehr, aber nie für lange, denn wir waren Freunde.

Tag und Nacht hat Kuku in seinem Häuschen gewerkelt. Es gab reichlich zu reparieren, zu richten, anzutreiben, auszutauschen. Dass er dabei nicht aus der Puste kam, war erstaunlich. Mama und ich halfen ihm, indem wir die Ketten, die unten aus seinem Häuschen hingen, packten und an ihnen zogen. Bis die Tannenzapfen oben waren. Das war wichtig, damit sein Fahrstuhl funktionierte. Zwar benutzte Kuku ihn nie, aber er mochte es, wenn Dinge funktionierten.

Kuku war ein kleiner Professor. Er brachte mir die Zeit bei, damit ich wusste, wann Mama von der Arbeit zurückkommt. Zeit bedeutet fühlen, hat er mir immer wieder gesagt, weil es am Anfang gar nicht leicht war. Aber damals war ich ein schlaues Mädchen und lernte rasch, sonst hätte Kuku sich gar nicht mit mir befasst.

Es ist wie mit einem Lied. Wenn Mama und ich sangen, klatschten wir in die Hände. Bum, bum, bum, bum schlägt das Herz, tsch, tsch, tsch, tsch rauscht das Blut, krch, krch wächst der Daumennagel. Ein jedes Lied hat sein Klatschen. Also habe ich, sobald Kuku es mir sagte, einmal gegen die Wand geklatscht. Mehrere Klatscher ergaben Mamas Pausen und schließlich Mamas Heimkehr.

Zu ihrer Tagarbeit durfte ich nicht mitkommen. Die Ladenbesitzer erlaubten es nicht. Dabei hätte ich bestimmt nichts kaputt gemacht. Kuku missbilligte diese Dummköpfe und er legte für mich ein gutes Wort ein, aber die Menschen wollten nicht hören. Da noch kein Platz im Kindergarten für mich frei war, musste ich solange einige Stunden ohne Mama verbringen. In ihren Pausen ist Mama aus dem Laden gegenüber zu mir geeilt. Sie hat mich dann aus dem Geschirr gelöst, mit dem sie mich ans Gitterbettchen gebunden hatte. Mama band mich fest, weil kleinen Kindern Schreckliches widerfahren konnte. Sie griffen mit dem Finger in die Steckdose, erstickten an Murmeln oder fielen aus dem Fenster. Mama hätte sich gar keine Sorgen machen brauchen. Ich hatte doch Kuku, meinen Lehrer, und Gägä, meinen Beschützer.

Wenn Mama abends in der Kanzlei putzte, nahm sie mich mit. Natürlich half ich ihr. Ich besaß ein Edelstaubtuch, darauf hatte Mama meinen Namen gestickt. Mama war sehr geschickt mit den Händen. Mit

dem Tüchlein säuberte ich alles, was ich erreichen konnte und Mama lobte mich, wie gründlich ich alles reinigte. Aber am allerbesten war, wenn ich mit Gägä auf einem der Bürostühle sitzen durfte. Dann schubste Mama den Stuhl an und wir wirbelten im Kreis. Das war wie in einem Karussell. Mama und ich, wir kannten uns aus mit Spaß.

Mein Freund Gägä war stets in meiner Nähe und beschützte mich. Er sprach nicht, da war er wie Sie. Ein fabelhafter Beobachter war er, nichts entging ihm. Der Regentropfen an der Fensterscheibe, der seine Brüder ankündigte oder der Tausendfüßler, der unter die Bodenleiste flüchtete. All das Volk wurde von ihm gesehen. Seine Augen rollten von da nach da, an die Decke, unter den Schrank, hier hin und dort hin. Seine Knopfaugen glänzten und wenn sie kullerten, lachte ich. Ich war froh, dass Mama mir Gägä geschenkt hatte und liebte ihn sehr, denn er schmuste gerne mit mir und roch nach Mama.

Damit ich nicht allein war, hatte Mama das Halstuch, das sie trug, genommen und daraus mit Schere, Nadel und Faden und einer Packung Watte einen Beschützer für mich genäht. Gägä hatte ein Karamellfell auf dem schwarze Ringelpunkte verstreut waren. Ein riesenscharfes Gebiss, das einer aber nur sah, wenn er das Maul weit aufriss, was aber nur geschah, wenn er ärgerlich wurde und das habe ich nur einmal gesehen, als er mich rettete vor dem Alligator mit dem Schnurrbart.

Ein kleines Mädchen namens Rosalie hatte nie wieder Freunde wie Kuku und Gägä. Sie vermisst die beiden für immer und ewig. Am Tag als die Tote auf dem Küchenboden lag, hielt ich meinen Gägä nach Jahren in den Armen und versuchte verzweifelt, ihn zu retten. Ich hatte ihn im Stich gelassen. Wie hatte ich das nur tun können?

Moment, es klopft.

Da bin ich wieder. Ich musste unseren Archaeopteryx unterm Kissen verstecken. Ständig fragt die Gefangene von nebenan, ob ich Zigaretten, Kaugummi, Shampoo oder sonst was will. Was für eine Nervensäge. Ich kann noch den Abdruck von ihrem Hinterteil auf der Bettdecke sehen. Das war nicht nett von ihr, sich einfach zu setzen. Reibt, reibt, liebe Füße, radiert die Mulde aus, so ist es gut. Ich wünschte, sie würde nicht dauernd von ihrem Verlobten sprechen. Sein Leid sei ein Geschenk für

sie gewesen, da es sie Demut lehrte und zurück in das Haus Gottes führte. So drückte sie das aus. Das ist doch gruselig.

Ihr Verlobter litt unter einer Krankheit, die ihn lähmte, ihn quälte, seinen Körper vergammeln ließ. Sie pflegte ihn Stunde um Stunde, Tag für Tag bis zu seinem letzten Atemzug. Sie beschreibt gerne Details, so dass ich manchmal glaube, seine Fäulnis riechen zu können; sie berichtet über den Kot und die Spucke, die sie ihm abwischte, die offenen Wunden, die sie ihm auswusch, die Hand, die sie ihm hielt, wenn er wimmerte, die schuppige Haut, die sie ihm einrieb, die faulen Zähne, die sie ihm putzte, die blutig gekratzten Fingernägel, die sie ihm verband. Sie ist grausam, sie hat ihn leiden lassen, doch sie lächelt und spricht von Liebe. Durch diese Prüfung habe sie die Liebe ihres Gottes erfahren, denn er bürde ihr niemals mehr auf, als sie tragen könne. Erst dachte ich, sie ist verrückt, aber das ist sie nicht, sie ist normal und hat sogar eine Universität in Amerika besucht. Das verstehe ich nicht.

Wenn ich wie die Krankenquälerin hätte studieren können, dann hätte ich mich mit Roten Riesen, Weißen Zwergen, Wurmlöchern und eine Milliarde Galaxien beschäftigt. Denn oft schlief ich, über mir die Milchstraße, und fragte mich, was es da draußen zu entdecken geben mag. Doch leider ist mein Kopf eine Rappelkiste, manche Dinge gehen rein, purzeln aber dann durcheinander oder plumpsen wieder hinaus. Wie gemein. Noch gemeiner ist, dass die Gefangene zwölf Sprachen spricht, aber es ist ihr egal. Sie hat ein Elefantengedächtnis, aber es ist ihr egal. Sie könnte das Universum begreifen, aber es ist ihr egal.

Stattdessen schlägt sie morgens ein dickes Buch auf und tippt mit dem Finger irgendwo auf die Seite. Mir schreibt sie den Fundsatz auf einen Zettel, damit auch ich mich daran erbauen kann. Zu Anfang habe ich sie noch gelesen, mittlerweile zerreiße ich sie. Der Schleim soll nicht in mich sickern, denn Schleim verstopft dein Denken.

Ihr lieber Gott soll der Größte sein. Der Allmächtige. Das kann aber nicht sein, denn der Gott nützt nichts. Ich weiß, wie lange es dauert, einen Menschen totzuschlagen. Das Fleisch platzt, das Blut spritzt, der Knochen bricht. Der Gott hätte es verhindern können, wenn er doch alles sieht und alles kann. Hat er aber nicht und so was ist böse. Ein allmächtig Böser kann unendlich viel Übel anstellen. Hat er aber nicht und so was ist nicht allmächtig. Sie brauchen sich nicht zu ängstigen vor



dem Gott der Gefangenen. Er ist nur ein Hirngespinnst. Eine abscheuliche Geschichte. In ein Buch kann jeder schreiben, was er will. Ich könnte schreiben, Sie seien ein göttlicher Bote oder sogar selbst eine Gottheit, die mir erschienen ist. Meine Worte erschienen dann gewichtiger. Selbstverständlich, ist doch Ehrensache, würde ich so etwas nie tun.

Nachdem die Gefangene endlich meine Zelle verlassen hatte, horchte ich noch eine Minute, denn ich wollte nicht von ihr überrascht werden. Am liebsten würde ich zu ihr sagen, verschwinde, ich bin nicht wie du, ich mag dich nicht um mich haben. Aber wir sind uns in einer Hinsicht ähnlich, denn auch ich trage einen Makel in mir.

Er ist wie ein Brandzeichen unter der Haut. Es glüht von Zeit zu Zeit. Wahrscheinlich werden Sie nicht verstehen, was ich meine. Sie würden sich keine Gedanken darüber machen.

Es geschah an einem Sonntag, der mit Freude begann. Ich spielte auf der Einfahrt, brachte einer Schnecke Kunststücke bei, nichts Schwieriges, ein wenig Meisterdirigieren und Applausverbeugen. Da fragte mich die Nachbarsmutter am Gartenzaun, ob ich Überraschungen möge. Ich schüttelte den Kopf. Sie entblößte ein Perlenlächeln und hob den Tretroller über den Zaun. Ein drachenrotes Zaubergefährt, mit einer Silberklingel und Flatterfäden an den Griffen. Meine Ohren erglühten, als ihre Worte durch die Luft schwangen. Der Roller solle mir gehören, ihr Junge habe ein Fahrrad geschenkt bekommen. Ich hatte den Nachbarsjungen beobachtet, wie er mit dem Roller den Bordstein entlang fuhr und mir so sehr gewünscht, er würde mich einmal anfassen lassen, aber er hatte mich, das Pflegekind, gar nicht beachtet.

Ich griff nach dem Lenker, setzte ein Bein aufs Trittbrett und stieß mich ab. Ein Wirbelwind war ich und ich sauste die Straße hinunter. Die Regenbogenflutterfäden und mein Mondhaar flogen. Ich flog. So muss sich ein Vogel fühlen. Die Steinhäuser, die Laubbäume, das Schwimmbad, alles rauschte an mir vorbei.

Ich nahm gar nicht wahr, dass ich bereits außerhalb der Stadt, an der Landstraße war, wo ich gar nicht sein durfte. Erst als Schweiß mein Kleid pitschnass an mir kleben ließ und meine Beine puddingten, erkannte ich, wo ich mich befand. Ich stoppte, ich musste umkehren, ich

hatte Verbotenes getan. Ich wusste es, aber dennoch sah ich hinauf zur Hügelkuppel, dort wo die Erde den Himmel berührte. Ich wusste nicht, wohin der Weg mich führen würde und dennoch wollte ich auf die andere Seite, irgendwo ankommen, wo immer es sein würde.

Da erblickte ich aus den Augenwinkeln einen Schatten am Straßenrand. Ich sah genauer hin zu dem schmalen Grünstreifen zwischen Asphalt und Schotterweg. Sein Blut sickerte zwischen die Grashalme. Die Augen groß und rund. Ich sah sein Sterben. Niemand, außer mir, war in Sicht, der ihm helfen konnte. Meine Schläfen puckerten. Vor meinen Augen flimmerte es und ich wich von ihm zurück.

Stück für Stück entfernte ich mich, entfernte mich von seinen Bernsteinaugen. Langohr nannte er sich in dem Bilderbuch, das Mama mir einst mitgebracht hatte. Gehe nicht, lass mich nicht im Stich. Ich fürchte mich und es tut so weh. Komm zurück zu mir.

Doch ich kehrte nicht um. An diesem Tag als die Sonne strahlte, die Luft nach Heu duftete und der Wind mit mir spielte. Ein Eiszapfen bohrte sich in meine Kehle. Kälte strömte in mich.

Hätte meine Mama mich doch in ihren Armen mitgenommen. Morgens küsste sie mich wach. Abends schlief ich behütet ein. Als sie ging, habe ich zugesehen. Ich war voller Schrecken und kein Wort, kein Schrei entkam meinen Lippen. Der Alligator mit dem Schnurrbart, er, den ich mir immer hinfort gewünscht hatte, war bei ihr gewesen.

Ich schob den Roller in einen Feldweg zur Steinkuhle bis zum Abgrund. Am Rande blickte ich hinunter auf das Wasser. Düster ruhte der See. Ein Krake, der dich packt, dich weg vom Licht zerrt, in sein tiefes, dunkles Reich. Er verschlingt alles, was man ihm zu fressen gibt und spuckt es nie wieder aus. Ich hatte einen Drachenroller. Der edelste Drache der Welt. Ich verdiente ihn nicht. Ich stieß ihn von mir. Herz zerdrückt. Ohren betäubt. Stille, und ich ganz allein, dann hörte ich das Schmatzen des Kraken.

Kalksteinchen lösten sich unter mir und fielen hinab. Frösteln huschte über meine Haut. Ich wusste, ich würde Fieber bekommen, ich spürte ihn, der mir gerne auflauerte. Schritt für Schritt beschwerte mich mein Kummer. Wie viel Gramm hat ein Gefühl? Ich denke, manchmal eine Million.

Die Pflegefrau und die Nachbarsmutter schwatzten am Zaun und sogleich wurde ich nach dem Roller gefragt. Ich war erschöpft, starrte auf meine Schuhspitzen. Ich habe ihn verloren, flüsterte ich. Undankbar war eines der Worte, die mich anzischelten. Ich wurde ins Bett geschickt. Schlimm war das nicht, denn ich wollte allein sein. Menschen wie ich, die Schlechtes in sich tragen, wollen nicht gesehen werden.

Daher ist es nicht gut, wenn du einer Hexe begegnest. Nichts bleibt ihnen verborgen. Sie sehen dich, sehen durch deine Haut und deine Moleküle. Hexen besitzen die Kraft. Ich weiß nicht welche, vielleicht elektromagnetische.

Du löst dich auf, spürst das Kribbeln und fühlst die Leere. Sie müssen wissen, Sie und ich und der Archaeopteryx bestehen zu neunundneunzig Komma neun Prozent aus Vakuum. Unglaublich, finde ich das, aber ich habe es selbst erlebt. Als ich vor meiner ersten Hexe stand, wurde mir schwindelig und ich zerfiel und ich dachte, ich würde mich nie wieder finden. Komisches Gefühl, wenn du fast nichts mehr bist. Aber du warst vorher auch schon fast nichts, nur wusstest du das nicht.

Hexen existieren, aber nicht wie im Märchen, also nicht mit Buckel, Warze auf der Nase und einem Besen, auf dem sie fliegen und sie mixen auch kein Gebräu aus Spinnenbeinen und Krötenblut. Dennoch meide ich sie lieber, denn sie sind mächtig.

Meine Hexe trug einen Arztkittel und einen Silberhaarhelm. In ihrem Sprechzimmer standen ein Schreibtisch und ein mit Instrumenten gefüllter Glasschrank. Eine Wendeltreppe führte durch die Decke. Gern hätte ich gesehen, was sich dort oben befand. In Regalen tummelten sich Bücher. Es gab Karten, die zeigten Muskeln und Blutgefäße und ein großes weißes Skelett wartete geduldig in der Ecke. Ich war mir sicher, im Schutze der Nacht begannen sie alle, die Bücher, die Geräte und der Herr Skelett eine Plauderei.

Die Hexe hatte Meeresaugen, von denen mir seekrank wurde. Ich musste mich auf meinen Wunsch, zur Schule gehen zu dürfen, konzentrieren. Schließlich sollte sie mich nicht für einen Dummkopf halten, der nicht richtig sprechen konnte, der nicht in die Schule gehörte. Denn das sollte die Hexe feststellen, ob ich noch zu klein war

und ein Jahr auf meine Einschulung warten sollte. Ich wollte eine Erstklässlerin werden, denn wer lesen und schreiben kann, ist nicht dumm. Ich erklärte ihr meinen Wunsch. Ich wollte mit bunten Stiften das Alphabet lernen. Doch dann fragte die Hexe mich nach Nina und ich wurde nicht mehr ich.

Nina und ihr Ehemann konnten keine Kinder kriegen, sehnten sich jedoch nach einem Mädchen. Nach einem lieben, kleinen Mädchen. Für dieses Mädchen hatten sie ein Zimmer eingerichtet. Als ich zum ersten Mal eintrat, wusste ich nicht, wohin ich schauen sollte. Die Spielsachen, das Himmelbett, die Elfentapete. Ich konnte es gar nicht fassen, dass diese Schätze von nun an mir gehören sollten. Nina kümmerte sich um mich. Sie und ich spielten mit dem Kaufmannsladen. Wir backten Schokotörtchen. Wir bastelten Papiergirlanden. Wir spazierten im Stadtpark. Ich mochte Nina.

Eines gefiel mir nicht. Nina benahm sich langsam so, als sei sie meine Mutter. Aber ich war nicht ihre Tochter. Wenn sie mich knuddelte, ließ mich das innen drin, in meinem Bauch verkrampfen. Mein Sträuben zeigte ich aber nicht, nein, denn das, so hatte ich gelernt, war wichtig, sonst will dich niemand. Nina hatte sich entschieden. Sie wollte mich adoptieren, dann würde ich ihren Familiennamen erhalten. Da steckte ich in der Klemme. Ich konnte doch nicht den Namen meiner Mama weggeben, dem einzigen, was ich noch von ihr hatte. Außerdem habe ich eine Mutter. Schon immer gehabt. Seit dem Tag meiner Geburt.

Meine Sorgen versuchte ich vor Nina zu verbergen. Aber mir fehlte jede Lust und jeder Hunger. Nina fühlte meine Stirn, fühlte Herrn Fieber und dann brachte sie mich ins Bett. Sie gab mir Medizin, kochte mir Suppe, zupfte mir das Laken viele Male zurecht und sie las mir aus dem Märchenbuch vor.

Ich entschied mich ebenfalls. Da Nina so besorgt und freundlich zu mir war, konnte ich doch nicht gemein und undankbar sein. Also übte ich. Abends unter der Bettdecke, versuchte ich das Mamawort auszusprechen, was schwierig war, denn es ist, als ob du eine Kröte im Hals hättest, die es mit ihrer langen Zunge schnappt und verschluckt. Dann war ich soweit. Ich wollte es tun. Ich wollte Nina ins Gesicht sehen und sie Mama nennen. Doch es kam anders als gedacht.

An dem Tag schien die Sonne und Nina lag im Bett. Ich sorgte mich, dass Nina sich bei meinem Fieber angesteckt haben könnte. Sie lächelte mich an und nahm meine Hand. Ein Wunder sei geschehen, sagte sie. Ein zartes Pflänzchen würde in ihrem Bauch wachsen. Der Arzt habe ihr verordnet, bis zur Geburt nicht mehr zu laufen, damit dem Baby nichts geschehe und es bei ihr bleibe. Es brauche Hilfe. Weil sie sich um ihr Baby kümmern müsse, könne sie nicht meine Mutter sein. Darüber sei sie traurig, aber ich sei ein süßes Mädchen und würde bald eine Mutter finden, die mich so lieb hätte wie sie.

Was für eine Lügnerin. Fast hätte ich sie Mama genannt. Sie war keine Mama. Sie wollte mich gegen ein Baby eintauschen, das noch nicht einmal einen Namen hatte. Aber ich war schon ich, ich war Rosalie. Nina wollte Rosalie nicht haben. Das Brandzeichen unter meiner Haut glühte auf. Ich erkannte, was ich getan hatte. Ich hatte meine Mama verraten und enttäuscht.

In der Arztpraxis wurde ich von einer auf die nächste Sekunde wieder heil, war alles, wo es hingehörte. Als wäre nichts geschehen. Die Hexe notierte sich Kritzelkrakel und schickte mich ins Wartezimmer zu Ninas Mann. Wir fuhren zurück zum Haus, in dem ich bald nicht mehr wohnen würde. Sofort als ich ankam, rief Nina mich zu sich und wollte erfahren, was die Ärztin gesagt hatte.

Ich betrachtete sie. Blass wie Butterbrotpapier war sie. Ich stellte mir vor, wie geschockt sie sein würde, wenn das Baby aus dem Bauch schlüpft. Es würde einen Wasserkopf haben. Ohne Arme und Beine sein. Nina würde es füttern und waschen müssen. Jeden Tag bis sie alt und krumm wäre und irgendwann sterben würde. Mit so einem Ding würde ich nicht im Haus wohnen wollen. Es schreit und schreit, das hört nie auf. Und es wäre bloß ein Junge. Kein Mädchen wie ich.

Arme Nina, gut, dass sie davon noch nichts wusste. Ich sagte ihr, dass ich in die Schule kommen würde. Sie tätschelte meinen Arm. In der Tat hatte die Hexe entschieden, ich könne eingeschult werden. Keiner wagt, einer Hexe zu widersprechen. Die Hexe war auf meiner Seite gewesen.

In Gefängniszelle Nummer 36 lebt eine Hexe. Niemand darf eine Hexe einsperren. Das ist falsch. Aber ich kann es nicht ändern. Mit ihr stimmt etwas nicht. Ich muss sagen, ich bin beunruhigt. Ihre Kräfte schwinden. Hexen sollten nicht angreifbar sein, denn eines ist klar, jemand hat ihr etwas angetan, jemand, der weiß, was sie ist. Es kann keiner von den Gefangenen oder Schlüsselwächtern sein, denn sie ahnen nichts. Ich habe es beobachtet. Es ist, als verwische die Hexe mit dem Mauerwerk. Ihre Zellentür steht offen, aber niemand sieht hinein. Sie wenden das Gesicht ab, wenn sie vorbeigehen. Doch ich sehe und erkenne die Hexe.

Ich sammelte meinen Mut und riskierte einen Huscheblick. Ihr Gesicht ist Asche, unter den Augen ist Kohle. Ihr Rabenhaar ist durchzogen von Silberfäden. Ihr Mund ist ein Graphitstrich. Ein Gift greift in ihr an. Sie bekämpft es. Den Namen ihres Fiebers kenne ich nicht.

Hätte ich doch noch Kuku und Gägä bei mir. Aber Kuku und sein Häuschen wurden zerschmettert und Gägä mir fortgerissen. Das ist wie sterben und fast wäre ich es auch. Ich bin traurig darüber, dass Mama und ich so früh getrennt wurden. In dieser Zelle denke ich ständig an Verlorenes. Ich muss aufpassen, dass meine Tränen die Tinte nicht verschmieren. Das wäre ärgerlich. Ich mag keine Flecken auf Papier. Mama hat mir Ordentlichkeit beigebracht.

Früher habe ich gedacht, meine Mama und ich sähen uns überhaupt nicht ähnlich. Aber eines Nachmittags sah ich sie wie nie zuvor. Ich schlenderte an den Auslagen der Schaufenster vorbei. In einem gab es eine Vielfalt an Torten, Schokoladen, Pralinés und Bonbons. Um eine Schrift lesen zu können, legte ich meinen Kopf schräg und in dem Moment brach die Sonne durch die Wolken. Das Licht wandelte sich. Es blendete mich. Neugierig betrachtete ich ein Gesicht, das sich im Glas spiegelte. Es war meines und gleichzeitig auch nicht. Mir wurde klar, dass mir meine Mama entgegenblickte. Meine Mama als junges Mädchen. Konnte es sein, dass ich einmal ein Foto von ihr gesehen und es vergessen hatte? Erinnerungen verstecken sich manchmal und springen dann hinter dem Gebüsch hervor.

Sie erschien mir nah und war doch unerreichbar. Ich hätte gern gewusst, was sie als junges Mädchen gedacht, worüber sie gelacht und wovon sie geträumt hat. Als junges Mädchen wusste sie noch nicht, dass ich ihre Tochter sein würde, wusste nichts von ihrem Schicksal. Mama pass auf. Lass ihn nicht herein.

Ein Passant rempelte mich an. Fast wäre ich hingefallen. Das Mädchen war verschwunden. Welche Verrenkungen ich auch vor dem Schaufenster vollführte, es kam nicht zurück. Ein kalter Hauch streifte mein Herz.

Das mit der Vergangenheit ist so eine Sache. Ich weiß, sie lässt sich nicht verändern, aber es wäre schön, wenn es möglich wäre. Die Gefangene spricht häufig von Vergangenem, von ihrem Verlobten, von ihrem Gott, aber ändern möchte sie nichts. Ich hatte einmal mit ihrem Gott zu tun gehabt und ich hatte ein Leben ändern wollen.

Der Pharao sollte die Sklaven, die den Gott anbeteten, aus Ägypten fortziehen lassen. Der Gott wollte aber auch beweisen, was er kann und sein Sklavenvolk sollte noch lange von seinen Taten erzählen. Daher verhärtete er das Herz des Pharao. Dann befahl der Gott seinen Sklaven, die Türrahmen mit Lämmerblut zu bestreichen. Er sagte ihnen, er werde in der Nacht die Erstgeborenen erschlagen, aber an den Häusern mit Blut würde er vorübergehen. So geschah es. Um Mitternacht tötete er die Kinder der Menschen und der Tiere. Sowohl beim Pharao auf dem Thron als auch bei der Magd an der Handmühle. Und ein Wehgeschrei erhob sich über das Land wie nie zuvor und nie danach.

Diese Geschichte hörte ich im Religionsunterricht. Meine Ohren vernahmen sie mit Entsetzen. Von da an fragte ich mich, wann der Teufel den Mörder Gott holen wird. Die Kinder hatten ihm doch nichts getan. Der Gott schlachtete die Unschuldigen aus Freude an seiner Herrlichkeit. Ich verachtete ihn zum ersten Mal und konnte nicht fassen, dass Erwachsene uns Kindern diesen Gott als barmherzig und gut lehrten.

Ich wunderte mich zugleich, ob etwas nicht mit mir stimmte, denn niemand sonst störte sich an der Geschichte. Hatten sie nicht das gleiche wie ich gehört, die gleichen Worte? Ich wurde unsicher und dachte mir, dass ich die Geschichte falsch verstanden, nicht richtig aufgepasst hatte.

Ich war halt dumm, daran musste es liegen. Doch diesmal glaubte ich mir nicht. Ich wusste es besser und auch spätere Geschichten von diesem Gott offenbarten sein grausames Wesen. Als der Lehrer uns in einer Doppelstunde auftrag, leise zu sein und ein Bild zu malen, musste ich an Ägypten denken.

Ich zeichnete ein Haus mit Garten und benötigte alle Farben meiner Filzstifte. In dem Garten wuchs und blühte vielerlei. Melonen, Feigen, Granatäpfel, Palmen und Rosen. Es gab Schmetterlinge, einen Springbrunnen und eine Baumschaukel. Ein Pfau spreizte seinen Federschmuck. Ich betrachtete fasziniert mein Bild und versank darin.

Im Garten spielten der kleine Morgenstern und sein Kätzchen Juwelchen. Sie waren beste Freunde. Es wurde Abend und die Mutter sang ihren Sohn in den Schlaf. Juwelchen schlummerte neben dem Kopfkissen. Die Mutter küsste ihren Morgenstern sanft auf die Stirn und löschte die Öllampe.

Später erwachte er. Sein Juwelchen lag nicht mehr an seiner Seite. Er rief nach ihm, doch er kam nicht. Der kleine Morgenstern tapste in den Garten, denn Juwelchen saß gerne unter dem Granatapfelbaum. Die Mutter rief ihren Sohn zurück ins Haus. Doch als ihre Stimme ihn erreicht, erlischt sein Atem. Blut rinnt herab und sein kleiner Körper fällt auf den erschlagenen Freund. Es ist Mitternacht.

Ich zerriss das Blatt. In viele kleine Teile und warf sie in meine Schultasche. Weil ich kein Bild vorzeigen konnte, hat mir der Lehrer eine fünf gegeben. Aber die Note bekümmerte mich nicht. Ich konnte nur an Morgenstern und an Juwelchen denken. Der böse Mann hatte sie erwischt. Ich hätte aufpassen, sie warnen sollen. Ich hatte mich an den Garten erfreut und nicht mehr an Mitternacht gedacht.

Nach der Schule nahm ich die Schnipsel aus meinem Ranzen und breitete sie vor mir auf dem Tisch aus. Aber erst als Nörgelliese, dieses Heimkind piesackte mich, zum Flötenunterricht gegangen war. Sie glaubte alles zu wissen, nannte mich Dümmerling, nie bei meinem Namen. Nun plante ich Dummes, das wusste ich, aber dennoch hoffte ich. Nörgelliese hätte sich kaputtgelacht.

Ich löste ein Blatt aus meinem Zeichenblock. Dann puzzelte und klebte ich die Schnipsel zusammen. Dabei sumgte ich zur Ablenkung ein Lied, denn der böse Mann konnte Gedanken lesen und wollte ich



Morgenstern und Juwelchen retten, dann durfte er nichts von meinem Plan erfahren. Ich summete das Lied, das ich mit Mama und dem Mann aus der Schallplatte gesungen hatte. La-lalalala-la La-la-la-lalalala-la. Dann wählte ich einen Blutstift aus und beschmierte die Tür von Morgensterns Haus. La-lalalala-la La-la-la-lalalala-la.

Schließlich faltete ich das Blatt klitzeklein, schlüpfte in meine Gummistiefel und marschierte zur Kuhwiese. Dort stieg ich in den Bach. Ich grub mit meinen Händen ein Loch in den Lehm, steckte das Blatt hinein und stopfte es wieder zu. Ruckzuck. Dann rannte ich los. Nun musste Mutter Erde helfen. Sie bringt das Leben hervor. Die Blumen, die Bäume, die Weizenfelder.

Damals wusste ich noch nicht, dass es keine Götter gibt. Ich hätte nie gedacht, dass Lehrer solche Ammenmärchen erzählen, also glaubte ich ihnen.

Hören Sie, die Vögel zwitschern. Bald ist Weckzeit. Im Gefängnis werden wir alle um 6 Uhr aus den Betten gescheucht. Deswegen sollte ich mich jetzt ein bisschen hinlegen. Meine Augen brennen, auch wenn ich gut mit ihnen im Schummerlicht des Mondes und des Hoflichts sehen kann. Aber meine Schrift sieht doch krakelig aus, jetzt wo der Morgen anbricht und ich sie besser erkennen kann. Meine Finger sind das Schreiben nicht gewohnt. In einer schönen Kladde sollte ich nicht schludern. Das nächste Mal werde ich Linkshand benutzen, mal schauen, was sie kann.

Sie können sich jetzt auch ausruhen. Dort drüben die Buche hat einen Ast, der Sie halten kann. Klettern Sie rauf. Nur Mut. Sie können das. Fahren Sie Ihre Krallen aus und schlagen Sie die Spitzen in die Baumrinde. Für Sie ist das alles neu, ich verstehe, aber Sie werden lernen. Sie wissen noch nicht allzu viel um Ihre Kraft und Ihr Können. Der Wald beunruhigt Sie. Die Geräusche und die Gerüche. Das Unbekannte. Aber auch wenn Sie jetzt Furcht verspüren, so sind Sie es doch, vor der die Welt sich ängstigt. Sie sind die Jägerin, die alles beobachtet, vor der jeder flüchtet. Kaum einer kann Ihnen etwas anhaben. Glauben Sie mir. Deswegen hat man Sie eingesperrt. Sie sind die Gefahr. Niemand möchte Ihren Atem im Nacken spüren.

Es gibt nur zwei Dinge vor denen Sie sich in Acht nehmen müssen. Vor dem Mensch, dessen Körper Ihrem zwar unterlegen ist, aber er ist gerissen und vor einem ausgewachsenen Kaiman, der ist nicht schlau, aber verdammt stark. Wenn Sie ausgeruht haben, geht die Reise weiter und zwar dort hinten, wo der Blitz die Fichte gespalten hat. Das ist die Marschrichtung. Gute Nacht.

\*

Hallo. Ich sehe, Sie sind startbereit. Also los. Die meiste Zeit verbrachte ich heute auf dem Bett, döste und träumte wie so oft. Ich horchte auf, wenn ein Schlüssel klapperte, wenn die Sichtluke klackerte, wenn Stimmen am Fenster vorbei wehten. Es war kein schöner Tag.

Während des Hofgangs spielten die Muränen Basketball. Als ich an ihnen vorbeiging, bekam ich den großen, schweren Orangenball an den Kopf geworfen. So was tut weh. Die Muränen schimpften mich einen Trottel, weil ich im Weg gestanden hätte, dabei war ich gar nicht auf dem Spielfeld gewesen. Sie grinsten und ich konnte nichts dagegen machen. Wie denn auch, ich habe keine Reißzähne, keine Krallen. Ich habe nichts. Also ging ich weiter und tat als würde ihr Gelächter mich nicht verhöhnen, als sei es bloß eine Alberei unter Sportsfreunden.

Die Gefangene kam zu mir und plapperte los. Kein Wort über den Angriff. Sie redete, während ich wie Peppi meine Runden drehte. In meinem Kopf wummerte es. Also steigerte ich mein Lauftempo, um sie abzuhängen. Denn ich bin ein Siebenmeilenstiefel und sie ist ein Filzpantoffel. Doch ich hatte nicht damit gerechnet, dass sie ihre Worte als Steinschleuder benutzen und mich somit ins Straucheln bringen würde.

Sie sagte auf einmal, ich sei unschuldig, genauso wie sie, denn sie erkenne einen Mörder an seiner schwarzen Seele und bald würde sie entlassen werden und mich besuchen. Ein Besuch erfreue doch jeden. Fast hätte ich brechen müssen und zwar in echt. Stattdessen schluckte ich und fragte sie nach der alten Frau in Zelle 36.

Die Gefangene stutzte, als wüsste sie nicht von wem ich sprach. Dabei ist sie bestens informiert, denn sie steckt ihre Nase überall rein.

Schließlich zuckte sie mit den Schultern und meinte, die Frau würde abgeschoben werden, wohin wüsste sie nicht. Diese Neuigkeit verstörte mich. Die Hexe sollte in ein anderes Land zwangstransportiert werden. Keiner darf solch eine Missetat an Hexen verüben. An niemanden.

Rübezahl wurde einmal von der Polizei aus der Stadt abgeschoben. Du musst vor der Polizei auf der Hut sein, denn sie steht auf der Seite des Geldes. Polizisten haben Pistolen und Schlagstöcke. Freunde kommen dir nicht mit Waffen entgegen. Freunde verscheuchen dich nicht unterm Überdach eines Geschäftes in den kalten Regen. Die Polizisten haben Rübezahl ins Polizeiauto gezerrt und sind mit ihm hinaus in die Einöde gefahren. Dort im tiefen Schnee haben sie ihn zurückgelassen, damit er nicht mehr vor den Kauftempeln philosophieren konnte. Es störte die Passanten und die Ladenbesitzer, wenn Rübezahl sich hinstellte und ihnen die Welt erklärte. Ihnen erklärte, wie viele Lebewesen leiden mussten und geknechtet wurden, damit sie all dieses Zeug kaufen konnten. Die Menschen fürchteten den Riesen, wenn seine Stimme donnerte und grollte und seine Faust gen Himmel stieß. Ich erinnere mich an den Tag, als ich ihm begegnet bin, da war er mir überhaupt nicht gefährlich erschienen.

Ich spazierte auf dem Deich. Der Fluss schmiegte sich ans Ufergras. Ein Falke schwebte am Himmel. Die Schafswollewolken schlummerten. Ich fand, der Vogel könnte in die Geschichte fliegen, die ich gerade erdichtete, aber mit der ich noch nicht zufrieden war. Ich bastele gerne Geschichten, manchmal sind sie sehr wahr oder ein bisschen.

Ein Gesang ließ mich abrupt stoppen, als sei ich gegen einen Betonpfeiler gekracht. Ein Kribbeln rieselte meinen Rücken hinab und gleichzeitig schoss Freude in mir hoch. Ich rannte los, raste in die Kurve, um die Flussbiegung. Ein Riese saß auf einem Steg. Die Hosenbeine hochgekremgelt. Die Füße im Wasser. Und holte seine Angel ein. Ich hatte Mamas Lied wieder gefunden.

Ich lauschte der Melodie, formte lautlos die Worte mit. Fest, ganz fest, wollte ich Mama halten. Als die letzte Strophe verklang, bemerkte mich der Riese und lud mich ein, mich zu ihm zu gesellen.

Sing das Lied, forderte ich ihn auf, war mir aber nicht sicher, ob ich es ausgesprochen hatte.

Wie es dem Fräulein gefällt, brummte er.

Ich betrat den Steg und setzte mich neben den Fremden. Wehmut ergriff mich. Ich sehnte mich nach ihrer warmen Haut, nach ihren Küssen und ihrer Stimme. Als badete ich in Blütenwasser und sei zugleich einsam in meiner Luftblase.

Nach einer Weile sammelte der Riese seine Habe ein. Wenn das kleine Fräulein mitsingt, lernt es schneller, riss der Riese mich aus meiner Welt und marschierte los.

Ich begleitete ihn und begann zögerlich mitzusingen bis wir uns für ein Lagerfeuer niederließen. Wir sammelten Holz und entzündeten das Feuer. Rubezahl nahm sich einen Stock und holte sein Messer hervor. Die Klinge war aus Damaststahl, der Holzgriff war aus Massaranduba. Er war einmal Schmied am Schwarzen Meer gewesen. Aber das war eine Geschichte aus einem seiner anderen Leben. Aus dem Stock schnitzte er eine Flöte und spielte darauf. Ich sang das Lied, das Adamo, der Mann aus der Schallplatte, gesungen hatte.

Ich muss wieder lernen, die Rosen zu sehen  
Ich muss wieder lernen was Kornblumen sind  
Und mit offenen Augen durch die Welt zu gehen  
Mit dem Blick für Glück, den ich hatte als Kind  
La lalalala la  
La la la lalalala la

Diese scheußlichen Kopfschmerzen hören nicht auf. Ich will nicht im Gefängnis sein. Ich will zurück auf die Straße. Sie müssen durstig sein. Da im Felsen ist eine Mulde, die mit Regenwasser gefüllt ist. Das tut gut, nicht wahr? Um Ihren Hunger müssen wir uns auch kümmern, aber der ist noch nicht schlimm, das halten Sie aus. Sie sollten mit Mäusen oder Fröschen anfangen. Ein Hirsch würde Sie überfordern. Das Jagen müssen Sie üben und verfeinern. Wenn Sie ein Tier sehen, dann schleichen Sie sich an. Nah genug und dann spurten Sie hinterher und versetzen ihm einen Prankenschlag, so fest, dass es stürzt und dann hauen Sie Ihre Fangzähne in seinen Schädel. Sie können auch auf einem Ast der Beute auflauern und dann auf den Rücken springen. Aber

kommen Sie nicht auf die Idee, ins nächste Dorf zu schleichen, weil Sie glauben mit Hühnern im Stall ein leichtes Spiel zu haben.

Denken Sie daran, niemand darf von Ihnen wissen. Ich halte Ausschau, ich passe auf Sie auf, auch wenn mein Kopf dröhnt und ich nichts dagegen hätte, wenn Sie Ihre Zähne in meinen Schädel schlagen, damit es endlich aufhört. Die Götter sind auch nicht zimperlich. Zeus verschluckte die schwangere Metis, die sich auf der Flucht vor ihm in eine Fliege verwandelt hatte, und als er Kopfweg bekam, geschah ihm Recht, ließ er sich von Hephaistos mit einer Axt den Schädel spalten. Aus ihm heraus sprang in voller Rüstung seine Tochter Pallas Athene. Die Götter sind verrückt wie die Menschen.

Meine Augen schwächeln, ab und an ein Flimmern, aber meine Hand weiß sich zu helfen. Ich darf nur kein Fieber bekommen. Das erste Mal überfiel das Fieber mich als Mama von mir ging. Sie wollte mich nicht verlassen, aber sie wurde nicht gefragt. Im Krankenhaus konnten die Ärzte nicht feststellen, woher es kommt. Da steckt irgendetwas in mir, das darauf wartet, mich zu verbrennen.

Ich bin heute bei der Hexe gewesen. Genau genommen spürte ich bereits vor ihrer Zelle, wie eine Art von Schwermut, eine, die nicht mir gehörte, mich anhauchte und in meinen Kopf strömte. Leicht wie der letzte Flügelschlag einer Libelle und dann schmerzhaft wie der Kieselstein im Schuh.

Ich hielt mein Ohr an den Türspalt, strengte mich an, ein Geräusch zu erhaschen. Ich spitzte die Ohren, verharrte gleich einem verwunschenen Menschlein. Die Sekunden verklebten mit den Minuten. Die Zeit erlahmte, stolperte und stockte. Dann aus dem Nichts, ein Paukenschlag, ein Flüstern. Es waren Worte in einer Sprache, die ich nicht kannte, aber ich begriff das Bleigrau, das Schwefelgelb, das Gallengrün, das Frostblau, das Scharlachrot und das Kalkweiß in ihnen. Schließlich wandelten sich die Flüsterwörter in ein Summen, das an die Süße des Honigs erinnerte. Ein Lockruf, der allein für mich bestimmt war.

Doch ich wagte nicht, durch die Tür zu treten. Hexen sehen dich, erkennen dich. Was ist, wenn du ihnen nicht standhalten kannst oder ihnen nicht gefällt, was sie sehen? Diese Hexe war angeschlagen und es

war fraglich, wie sie sich verhalten würde, wenn ich mich ihr nähern würde. Jeder weiß, ein verletztes Raubtier ist unberechenbar. Ich wusste aber nicht, wie es sich mit Hexen verhält, denn Hexen an sich gleichen einer Wundertüte.

Die Hexe mit dem Silberhaarhelm hatte mir den Wunsch erfüllt, eingeschult zu werden. Aber mit dem Wünschen ist es verzwickt, es läuft nicht immer so, wie du dir das erhofft hast. Ich hatte gedacht, ich würde Lehrer, die mir helfen und Klassenkameraden, die mit mir spielen, finden. Aber ich habe wenig in der Schule gelernt. Die Lehrer haben sich selbst nicht daran gehalten, wozu sie uns ermahnten. Sie sagten, wir müssten allen Menschen freundlich begegnen, auch wenn sie uns fremd erscheinen, weil sie andere Kleidung tragen, anderes Essen mögen oder eine andere Hautfarbe haben.

Maribel, das neue Mädchen in der Klasse, kam aus Spanien. Ihr Gesicht war von Sommersprossen gesprenkelt und ihr Haselnusshaar fiel ihr über die Schultern. Die Lehrer sprachen sie nie im Unterricht an. Die Kinder hänselten sie in den Pausen. Auch wenn sie kein Wort verstand, so verstand sie doch die Gemeinheiten. Ich wusste nicht, wo Spanien liegt. Ich wusste nur, dort scheint fast immer die Sonne.

Da ich niemanden hatte, den ich fragen konnte, sprach ich Maribel in einer Pause an. Ich hatte mir bereits seit Tagen überlegt, wie ich mit ihr reden könnte und eine Lösung gefunden, da ich zufällig im Radio Spanisch gehört hatte. Der Klang war nun in meinen Ohren und den Rest musste meine Zunge erledigen. Ich dachte also an eine Frage und meine Zunge sprach Spanisch, so wie es klingen muss. Maribel legte den Kopf schief, als würde sie rätseln, was ich von ihr wollte. Ich wiederholte die Frage langsamer, damit sie mich besser verstehen konnte.

In dem Moment kam die Lehrerin, die Pausenaufsicht hatte, zu mir und erkundigte sich, was ich von mir geben würde. Ich erklärte ihr, ich unterhielte mich mit Maribel auf Spanisch. Die Lehrerin gluckste, das sei doch kein Spanisch, das sei Unsinn, eine Fremdsprache müsse ich erst lernen. Dann eilte sie zu den Jungs, die sich mal wieder gegenseitig bespuckten. Du meine Güte, dachte ich, wieso kam ich auf solche Ideen. Ich war doch bereits in der zweiten Klasse und benahm mich wie ein

Strohkopf. Hoffentlich würde die Lehrerin es nicht der Klasse erzählen, damit alle mich auslachen konnten.

Maribel sah mich an, sah meine erröteten Backen, dann lächelte sie und antwortete mir. Espana, sagte sie, erneut und erneut. Ich sollte es wiederholen. Zunächst gelang es mir nicht perfekt. Sie schüttelte immer wieder den Kopf, aber dann nickte sie. Maribel tippte auf verschiedene Gegenstände, auf ihre Nase, auf ihren Mund und ich sprach ihr nach. Sie nickte zufrieden und ich hatte Spanisch gelernt. So schwierig war das gar nicht. Leider schrillte die Glocke und wir mussten zurück in den Klassenraum.

Nach dem Unterrichtsende begleitete ich sie ein Stück des Weges. Wir hüpfen auf den Bordsteinplatten, deren Linien nicht berühren werden durften, und lachten dennoch, wenn wir sie übertraten. Als wir am Spielplatz ankamen, stürzten wir uns auf das Klettergerüst. Turnten von einer Stange zur nächsten. Wir waren eine wilde Affenbande. Dann startete ich mit Klettergerüstweitspringen.

Ich stieß mich mit den Beinen ab und landete auf dem Rasen. Wir versuchten uns gegenseitig zu übertrumpfen, spornten uns mit Jubelgeschrei an. Ich erreichte als erste den Rasenrand und feuerte Maribel an, es mir nachzumachen. Sie sprang und flog und landete auf dem Gehsteig, stürzte und schrie. Ich hockte mich neben sie und wollte sie trösten. Ihr Knie blutete. Eine rote Spur schlängelte sich hinab und mir schwindelte. Ob aus Schmerz oder Zorn, sie krallte ihre Fingernägel in meinen Arm. Es fühlte sich an, als würden glühende Nadeln mich durchstechen.

Der Schmerz blendete alles aus. Dann sprang alles wieder ins Bild und mein Arm zog sich einem Gummiband gleich in die Länge. Auch das Klettergerüst, die Rutsche, der Sandkasten dehnten sich aus, verzerrten sich zu einem Knallbonbon an Farben und verpufften. Von weitem surrte ein Kreisel heran, erstrahlte in seinem Goldglanz. Plötzlich prasselten Zahnrädern hernieder. Ein Bersten erschallte, als bräche Holz entzwei. Ein Tannenzapfen kullerte vorbei. Ein Schrei ertönte. Keuchen erfüllte die Luft. Ein Knallen, dumpf und ohrenbetäubend, wieder und wieder. Wollte irgendjemand hereingelassen werden? Nein, er war bereits drin. Eine Stirn, verklebt mit Bluthaar, krachte auf die Dielen im Rhythmus des Keuchens. Blut spritzte an die Wand. Rotes Leben auf weißem

Nichts. Eine Puppe lag verrenkt und starr. Ihre aufgemalten Augen blickten mich an. Ich sah nochmals hin. Mama. Rußschwarz verschmutzten die Farben.

Als ich erwachte, lag ich im Krankenhaus, kannte ich. Ich wunderte mich, ob ich wieder Fieber ausbrütete, davon hatte ich nichts mitbekommen. Mein Hals war trocken, ich konnte nicht sprechen. Ich erinnerte mich. So wie an meine Träume. Das Fieber in mir lauerte und zischelte. Ich schloss die Augen.

Zurück in der Schule mied ich Maribel und nach den Ferien kam sie nicht mehr zurück. Vielleicht war sie heimgekehrt in ihr Sonnenland. Das habe ich nie erfahren. Es tat mir leid, dass das Hexenmädchen nicht glücklich gewesen war, aber ich hatte ihr nicht helfen können. Zu groß war meine Angst gewesen, dabei hatte das Hexenmädchen mir bestimmt nichts antun wollen.

Als ich heute vor Zelle 36 stand, kämpfte ich gegen die alte Angst. Die Hexe brauchte meine Hilfe. Einen Heiltrank oder einen Beistand. Ihre Flüsterworte hatten mich gemeint, mich eingeladen. Ich musste ihnen folgen, denn ich bin jung und gesund und vielleicht kann sie daraus schöpfen. Sie kann ruhig von meiner Körperenergie ein bisschen abzweigen, wenn das möglich sein sollte. Warum sollte es nicht funktionieren? Wie bei einem Herzen, das aufhört zu schlagen und das durch Stromschocks wiederbelebt wird. Knister, knister, fließe Energie, fließe, fließe hin zu ihr. Ich zwang mich den Arm auszustrecken und trat ein.

Die Hexe saß im Schneidersitz unter dem Fenster. Sie betrachtete mich aus halb geöffneten Lidern. Ich schritt voran. Meine Knie fühlten sich wie Gelee an und ich sank nieder zu ihr auf den Boden. Ihre Ölaugen schienen mich einzusaugen. Ihr Körper wirkte porös wie vom Feuer übrig gelassene Holzreste. Ein Fingertipp und er würde in kleine Brocken zerfallen. Sie sprach ein Wort. Es klang nach einem Geheimnis und mir war, als hätte ich es schon zuvor gehört, in einem Traum. Dann fuhr sie in einem Singsang fort und ich hörte die Klage, die sich darin offenbarte. Ich schmeckte Eisen auf meiner Zunge. Ich roch Qualm in meiner Nase. Ich fühlte Hitze auf meiner Haut. Ich sah in ihre Augen, ein lodernes Schwarz, ein Schwarz, das alles Licht verschluckte. Nach einer



Weile war Rabenhaar erschöpft. Ich war es auch. Ein Stechen an meiner Schläfe begann und als Rabenhaar schwieg, verließ ich auf wackligen Beinen ihre Zelle.

Oh nein, es klopft.

Was für eine Aufregung. Ich habe mit der Gefangenen gestritten, so ein Scheusal.

Sie redete über den heutigen Satz aus dem dicken Buch. Ich hatte ihn nicht gelesen, aber das war auch nicht nötig, denn die Gefangene sagte ihn auf. Ein gewisser Salomo hat gemeint, wer die Rute spart, hasst seinen Sohn, wer ihn liebt, nimmt ihn früh in Zucht. Er soll ein weiser König gewesen sein. Die Gefangene sprach darüber, dass Liebe manchmal bedeute, Strenge walten zu lassen, damit aus Kindern anständige Erwachsene würden.

Die Gefangene spinnt. Kinder darf man nicht schlagen, das ist verboten. Das habe ich ihr auch gesagt. Ich war so zornig, dass ich meine Kopfschmerzen vergaß. Die Gefangene verteidigte sich, sie stünde doch auf der Seite der Kinder und wüsste nicht, warum ich anderes von ihr denken könnte. Sie würde Kinder vor Mördern retten, deswegen sei sie ins Gefängnis gekommen, aber dieses Opfer brächte sie ohne Bedauern.

Zunächst war ich verdutzt. Sie sprach von Kindern, die niemanden haben, der sie beschützt, nicht einmal ihre Mütter, die schon gar nicht, denn sie wollen, dass die Ärzte ihre Kinder töten. Das Gesicht der Gefangenen verzerrte sich und sie sprach als würde sie das Grauen gerade im Moment erleben. Die Babys würden zerstückelt und niemand würde ihre Schreie hören.

Sie und diejenigen, die das Leben und Gott liebten, würden dem Gemetzel nicht zusehen. Sie schwiegen nicht, wenn ein Massenmord auf der Welt geschehe. Auch müsste den Mütter geholfen werden, denn in ihrer Verwirrung würden sie falsche Entscheidungen treffen und die Schuldgefühle niemals überwinden. Schwangere seien besonders verletzlich und es täte ihr leid, wenn sie auf Ewig im Höllenfeuer verbleiben müssten.

Endlich klickte es bei mir. Die Gefangene meinte Keimlinge. Ich verstand ihr Getue nicht. Keimlinge können gar nichts empfinden. Keimlinge sind keine Kinder, sondern entwickeln sich aus einer

befruchteten Eizelle, die sich teilt und dann zu einem Fötus anwächst, der lange auch nichts empfinden kann. Ist es egal, ob ich ein Ei oder ein Huhn köpfe? Nein. Ein Hühnerei ist kein Huhn.

Ich wäre gerne eine Forscherin mit Hornbrille und Strubbelhaar und einem Geniehirn. Dann würde ich die Rätsel des Lebens lösen. Mit Zauberstoff hantieren. Aus embryonale Stammzellen, davon habe ich gelesen, lässt sich vielerlei formen. Hokusfokus ihr Zellen werdet ein Herz. Abrakadabra ihr Zellen werdet eine Lunge. Es gibt Krankheiten, die wären mit dem Supermaterial heilbar. Ich würde in meinem Labor experimentieren und dem zuckerkranken Struppi helfen oder die Mieze vor dem Nierenversagen retten. Welch ein Abenteuer. Obwohl, leider, leider, ein Zauber kann auch sehr vertrackt sein. Magie kann sich gegen dich wenden und du bist den Kräften dann ausgeliefert, kannst den Stöpsel nicht mehr auf die Flasche stecken.

Die Gefangene hätte die Universität gar nicht besuchen brauchen. Sie benutzt ihr Gehirn selten. Ein Schwein hat die geistigen Fähigkeiten eines dreijährigen Menschenkindes, die wären bei ihr verschwendet. Wenn sie Kinder schützen will, dann sollte sie keine Kinder essen. Dermaßen Einfaches müsste doch der Dümmersten einleuchten. Ich habe gesehen wie sie Kalbshaxe gekaut, Lammeintopf gelöffelt und sich ein Rezept für Spanferkelbraten notiert hat. Sie verdaute zahlreiche Schnitzel ohne Gewissenbisse. Das Schnitzel war einmal ein Schwein gewesen, das denken und fühlen konnte, das den Tod gespürt hatte, als es auf den Schlachthof gefahren wurde und das geschrien hat, als der Schlächter ihm einen Fußtritt verpasst und ihm die Elektrozange hinter die Ohren gehalten hat. Der Stromschlag schmerzt. Betäubt. Ein Stich in die Brust. Das Blut strömt. Das Schweinchen zuckt.

Kopfüber an einem Kettenzug wird es in ein Brühbad getaucht. Manchmal lebt es noch, ist erwacht. Niemand hilft ihm und seine Kameraden müssen mit ansehen, was ihnen noch bevorsteht. Ein grauenhaftes Ende. Ein Ende, das bereits vor der Geburt feststand. Todesstrafe.

Die Gefangene respektiert Tiere nicht, sie isst sie, weil es ihr schmeckt, nicht weil sie sonst nicht überleben könnte. Sie fastet regelmäßig. Die Enthaltbarkeit würde ihren Geist stärken und nebenbei

auch überflüssige Pfunde beseitigen. Stellen Sie sich diesen Schwachsinn einmal vor. Ein Mensch, der abnehmen will, gleichzeitig aber hundertfach Leben vernichtet. Wenn es die Wiedergeburt geben würde, würde sie sicherlich als Schwein leiden müssen. Aber andererseits kann ich mir nicht vorstellen, dass diese Bekloppte etwas so Putziges wie ein Schweinchen sein könnte.

Spucketrophen trafen mich. Die Gefangene ätzte gegen die Ärzte, die sie für Mörder hielt. Einen Arzt hatte sie besonders im Visier gehabt. Mahnwachen hatte sie vor seiner Praxis abgehalten, auch sein Haus hatte sie belagert. Sie hatte ihn in den Supermarkt oder bei seinen Ausflügen mit Frau und Kindern verfolgt. Die Familie sollte immer daran denken, was für Sünden der Vater begann. Er sollte seine Verbrechen einsehen und bereuen.

Dann senkte die Gefangene verschwörerisch ihre Stimme. Bei einer Autofahrt mit der Familie versuchte der Arzt, sie abzuschütteln, doch sie blieb an seiner Stoßstange oder fuhr neben ihn und verfluchte ihn. Schließlich geschah es.

Bei einem Ausweichmanöver rutschte das Auto des Arztes von der Fahrbahn und stürzte eine Böschung hinunter. Es gab nur Schrammen für den Vater und die beiden Söhne, doch die Mutter war schwer verletzt. Im Krankenhaus stellten die Ärzte fest, dass zwei Halswirbel gebrochen waren. Von nun an würde die Mutter vom Hals bis zum Zeh für immer gelähmt bleiben.

Ich dachte, ich höre nicht richtig. Die Gefangene hatte eine Mutter zum Krüppel gemacht. Doch deren Schicksal berührte sie nicht. Sie sei nur ein Werkzeug gewesen. Immerhin hätte der Ehemann gemordet und seine Ehefrau sei trotzdem bei ihm geblieben.

Mein Ekel ließ meine Kopfschmerzen mit einem Hammerschlag zurückkehren. Die Gefangene hatte eine Familie terrorisiert und Unheil über alle gebracht.

Ich musste an die Söhne denken. Sie hatten sich gewiss geängstigt, als diese Verrückte sie verfolgte und unter Gefuchtel Worte ausstieß, die nichts Gutes bedeuten konnten. Die Jungs spürten, wie das Auto von der Fahrbahn abkam und schrien. Ihre kleinen Körper verkrampften. Sie weinten. Sie wollten in Mutters Armen getröstet werden. Ein

Krankenwagen raste heran. Im Krankenhaus gab es lange Flure und viele Apparate, die einschüchtern konnten. Die Mutter lag schneewittchengleich auf dem Laken. Was war nur los mit ihr, warum spielte sie nicht mit ihnen? Dann endlich, heiß ersehnt, durfte sie zu ihnen nach Hause, doch sie verschwand hinter der Schlafzimmertür in einem neuen Bett.

Das schlimmste Verbrechen auf der Welt ist es, eine Mutter zu töten, ihr den Körper zu rauben, ist nicht viel weniger schlimm. Nie wieder kann die Mutter ihre Kinder umarmen, ihnen ein Brot schmieren oder mit ihnen herumtollen. Vorbei. Verloren. Unwiederbringlich. Die Mutter liegt starr, tagein, tagaus. Wie schrecklich muss es sein, noch nicht einmal die eigene Nase kratzen zu können, wenn es juckt. Alles wegen dieser Terroristin.

Ich sah der Terroristin in die Augen. Ich wünschte, sagte ich zu ihr, ich wünschte, es wäre dein Auto gewesen, ich wünschte, du hättest dir den Hals gebrochen. Die Terroristin sprang auf, sie öffnete den Mund, doch ich sagte zu ihr, noch besser wäre es, wenn du tot wärst und die Würmer dich fressen würden. Sie sah mich an, als sei ich die Verrückte. Dann schnaubte sie und ging.

Entschuldigen Sie, dass Sie wegen ihr auf mich warten mussten. Ich war aufgewühlt und konnte erst einmal nicht weiter schreiben. Irgendwo da draußen, jenseits der Gefängnismauern wird vielleicht gerade eine Mutter gefüttert. Ein Stück Orange befeuchtet ihren Gaumen. Der Geschmack erinnert sie an den letzten Familienurlaub. Den Duft der Orangenbäume, das Zirpen der Grillen, die Sonnenstrahlen auf ihrer Haut. Dort auf der Terrasse trug sie Sandalen an ihren Füßen. Ein kleiner Schmusetiger streifte um ihre Beine. Sie hob ihn hoch und gemeinsam schauten sie übers weite Land. Ein Küsschen auf Fellknäuels Ohr, welch ein Glück, und sie setzte ihre Füße tatzensanft ins Haus zu ihren Lieben.

Jetzt in ihrem Bett denkt sie an die nächste Nacht, die sie überstehen muss, aber nicht will. Denn in der Finsternis schwebt sie gefangen durch das unendliche Weltall. Bestimmt ist ein solches Leben für Sie genau so wenig vorstellbar wie für mich. Sie mit den Bewegungen voller Kraft und Geschmeidigkeit. Wenn ich ans Bett gefesselt wäre, könnte ich mich

noch nicht einmal vor einen Zug werfen. Keine Chance. Wahrscheinlich würden Leute mir sagen, ich müsste tapfer sein. Aber ich würde ja tapfer sein. Haben Sie sich mal auf die Zunge gebissen? Da schießen Tränen in die Augen. Ist nicht zu empfehlen. Doch das wäre die einzige Freiheit, die mir bleiben würde. Tiere, die in einer Falle gefangen sind, durchbeißen ihr Bein, damit sie fliehen können. Ich würde meine Zunge abbeißen, um frei zu sein. Leider sind Menschenzähne nicht besonders scharf. Außerdem weiß ich nicht, ob es zum Verbluten reicht. Sehen Sie, wie wichtig Wissen ist. Bin ich gelähmt, dann kann ich schlecht fragen, ob ich an Zungeabbeißen sterben kann. Da würde jeder misstrauisch werden. Aber ich könnte an der abgebissenen Zunge ersticken, denke ich. Wenn Leute bewusstlos auf dem Rücken liegen, soll man nachschauen, ob ihre Zunge vor die Luftröhre gesunken ist. So könnte es klappen.

Die Terroristin ist schuldig. Ich weiß, was ich getan habe, aber ich habe es nicht gewollt. Dennoch ist es geschehen. Ich habe die Hand erhoben, dieses eine Mal, weil ich um einen Freund gekämpft habe und gleich endete es furchtbar. Ich bin keine Mörderin, aber ich habe ein Leben zerstört, zerbrechlich wie Glas kann es manchmal sein.

Eingesperrt haben mich die Richter in diese Zelle wegen der Frau auf dem Küchenboden. Ihr breiter Mund hatte ständig gelächelt. Aber das ist vorbei. Sie ist auf dem Friedhof und hat einen Grabstein bekommen. Ich habe kaum hingehört, was die Staatsanwältin und der Verteidiger gesagt haben, denn ich wollte nicht in diesem Gerichtssaal sein. Wörter schwirrten, säuselten, spritzten herum. Ich verlor mich. War in Stein gebannt. Ohne Mut.

Die Mutter der Toten saß in der ersten Reihe. Ich glaube, sie hasst mich. Manchmal zuckte es um ihren Mund. Steif saß sie da, das Kinn gereckt, die Schultern stramm. Sie trug das Kastanienhaar hochgesteckt. Das fand ich sehr elegant. Sie erinnerte mich an die Statuen aus dem Museum. Sie ahnte nicht, dass der Ursprung ihres und meines Unglücks neben ihr auf der Bank zu finden war.

Da ich schuldig geworden war, konnte ich nicht im Gerichtssaal aufstehen und mit dem Finger auf ihn zeigen, den Alligator mit dem Schnurrbart. Niemand hätte mir geglaubt. Alle hätten mich für verrückt

gehalten. Und ich konnte nicht erklären, warum ich ihn nie gesucht hatte, wo ich doch sein Gesicht kannte. Das Gesicht, nach dem sich meine Mutter gesehnt hatte. Als im Gericht mein Name fiel, glühte es in seinen Glasaugen. Der Funke erlosch und er sah mich nie wieder an.

Einst hatte ich den Alligator mit dem Schnurrbart in eine Holzkiste mit Riegel verbannt. Somit konnte er mir nichts anhaben und ich dachte nicht an ihn. Außer manchmal, wenn er in der Kiste rappelte und mit seinem Maul klapperte. Der Riegel hatte nicht nachgegeben. Aber nun war er aus der Kiste entwichen und saß im Gericht neben seiner Frau, der Mutter mit dem Hass. Aus Fleisch und Blut saß er vor mir. Und ich spürte den Schrecken von damals, der meine Kehle schnürte.

All die Jahre hatte er den Wechsel der Jahreszeiten erleben, sich auf den nächsten Tag freuen können. Gemeinsam mit Ehefrau und Tochter. Mit seiner Familie. Sein Leben war weiter geflossen, während meine Mutter in der dunklen Erde lag, eingeschlossen in einem Sarg. Der Alligator mit dem Schnurrbart hatte ihr alles genommen. Er wollte, was er tat. Er ist ein Mörder.

Ich erinnere mich, wie das Alligatorlied erneut in meinem Leben zubiss. Das Lied muss einer Schlange gleich in meinen Kopf gekrochen sein, sich eingerollt und darauf gewartet haben, erweckt zu werden.

Es war auf einer Hochzeitsfeier gewesen. Ein Haufen Leute tummelte sich dort und es war heiß und stickig. Ich trug ein Pfirsichfarbenkleid, dazu eine Schleife im Haar, weiße Lackschuhe und weiße Strümpfe. Ein Mann mit Plattenspieler legte Musik auf und Gäste tanzten. Ich aß ein Stück Sahnetorte. Die Pflegefrau ermahnte mich, nicht zu kleckern, was nicht nötig war.

Die Nadel auf dem Plattenspieler kratzte und dann erklang eine unheimliche Piepsstimme, see you later alligator, es fröstelte mich, und dann setzte Musik ein. Die Kuchengabel entglitt meinen Fingern. Mein Magen krampfte. Ich erbrach alles, was in mir war, über den Tisch. Es schoss heraus, alles auf die Sahnetorte und die Tischdecke. Ich blickte auf mein Kleid, auf dem Kotzespritzer waren. Mein schönes Kleid. Die Pflegefrau packte mich und zerrte mich durch den Saal auf die Toilette. Ich wollte mich losreißen, aber sie hielt mich in ihrem Knochengriff. Die Musik ätzte in meine Ohren. Ich kniff meine Augen zusammen, hoffte zu

entkommen, aber es half nichts. Ich konnte es nicht länger fernhalten. Ich hatte das Lied im Radio gehört. Aus dem Radio, das Mama von dem Alligator mit dem Schnurrbart geschenkt bekommen hatte.

Die Wohnungstür quietschte, wenn Mama heimkam. Mama rief meinen Namen. Auf dem Weg zu mir drehte sie das Radio in der Küche an, damit es ihr erzählen konnte, welche Neuigkeiten es in der Welt gab. Mama küsste mich auf die Stirn, auf die Nase und auf den Mund. Ich liebe dich, hieß das bei uns. Hätte ich drei Wünsche frei, dann hießen sie Mama.

Es klingelte an der Tür. Mama ging nachschauen. Ich hörte seine Stimme. Gägä mochte keinen Besuch. Der Besuch sollte verschwinden. Er gehörte nicht zu uns. Blöd war nur, dass Mama ihn immer wieder hineinließ. An dem Tag war sie glücklich gewesen. Sie hatte mir am Morgen gesagt, dass sich bald alles ändern würde. Bald müssten wir uns vor niemanden mehr verstecken. Dafür würde sie sorgen. Ich und sie und er, wir seien eine Familie.

Im Flur stritten er und Mama. Ich hörte ein Klatschen und Mama weinte. Das Geschirr hinderte mich daran, aus dem Gitterbett zu klettern. Ich fragte Kuku, was im Flur los sei, da brach Geschrei aus. Das machte mir Angst. Auf einmal stürzte Mama gemeinsam mit Kukus Häuschen zu Boden. Er griff ihr ins Haar und donnerte ihren Kopf auf die Dielen. Mama stöhnte. Er keuchte. Mama bekam einen Tannenzapfen in die Finger, doch der Mann packte ihr Handgelenk. Ich hatte noch nie gehört, wie Knochen brechen. Oh Mama, liebste Mama. Ich sah, was er tat. Ich war eingefroren, konnte mich nicht rühren.

Mamas Augen wurden Puppenaugen. Kaputt lag die Puppe am Boden. See you later alligator, dröhnte es aus dem Radio. Der böse Mann drehte sich zu mir und sah mich an. Er sah auf mich herab, als hätte er mich noch nie gesehen, als wüsste er nicht, wer ich war. Ich war Rosalie. Mamas Mädchen. Er kam näher. Stück für Stück immer näher. Seine Riesenhand streckte sich nach mir aus. Gägä fauchte. Die Hand wich zurück. blieb in der Luft als sei die Zeit angehalten worden. Doch dann wollte sie mich erneut packen, aber Gägä riss sein Maul auf und schlug seine Zähne hinein. Er ließ nicht los, er kämpfte, trieb den Mann aus dem Zimmer, aus der Wohnung und kam nie wieder.

Ich hatte ihn verloren, so wie Kuku und meine allerliebste Mama. Aber ich dachte nichts, ich fühlte nichts. Ich starrte nur auf die Weißwand mit dem Rotmuster. Kreischendes Rot. Ich weiß nicht wie lange. Dann hörte ich wie ich schrie. Ich schrie bis zur Erschöpfung und darüber hinaus. Niemand kam. Ein Feuersturm in mir brannte und wollte mich verzehren. Es war Hitze und dann verglühte ich.

Stopp, hier ist die Waldgrenze. Sie müssen den Schutz der Bäume verlassen. Ihr Weg führt über die Wiese. Dorthin, wo das Rebhuhn steht. Ein Leckerbissen. Lassen Sie sich von Ihrem Magenknurren nicht verraten. Ich sehe kurz nicht hin.

Sie haben es erbeutet. Anfängerglück. Der arme Vogel konnte mit solch einer Gefahr nicht rechnen. Er sah schon recht alt aus und hat bestimmt gar nicht mitbekommen, wie ihm geschah. Wahrscheinlich wäre er sowieso bald gestorben. Sein Fuß lahmte und er war erblindet. Ist schon besser so. Guten Appetit.

Maria dagegen war ein gesundes Mädchen gewesen. Für sie war es nicht besser, tot zu sein. Sie war elf Jahre, als sie starb, als sie ermordet wurde. Sie hatte sich gegen einen Jungen gewehrt und er hatte zum Stecheisen gegriffen und sie hat ihm, der vierzehn Mal auf sie eingestochen hatte, auf dem Sterbebett vergeben. Weil sie den Tod der Sünde vorgezogen hatte, wurde sie heilig gesprochen. Heilig wird eine, wenn ein alter Mann, der Kleider trägt und in einem Palast wohnt, sie dazu erklärt. Menschen können zu den Heiligen beten. Also sie sprechen mit ihnen und wünschen Hilfe oder Schutz von ihnen. Die Toten sind dann wie Götter oder Feen oder Paketboten.

Meine Religionslehrerin hatte Marias Geschichte vorgelesen und ich hatte sie nicht verstanden. Ich war dreizehn Jahre und verstand nicht, welche Sünde Maria begangen hätte, wenn sie nicht gestorben wäre. Ich verstand nicht, warum sie ihrem Mörder vergeben hatte. Der Alligator mit dem Schnurrbart rappelte in der Kiste. Klar gefiel ihm diese scheußliche Geschichte. Doofe Maria. Vierzehn Mal. Die fromme Maria hatte sogar mit dem Jungen später im Himmel sein wollen. Mein Herz klabasterte, als mich der Gedanke würgte, der Alligator mit Schnurrbart könnte später im Himmel bei meiner Mama sein. Nein, nein, nein. Ich wünschte



mir, Mama hätte ein Stecheisen gehabt. Ich wünschte mir, sie hätte vierzehntausend Mal auf ihn eingestochen und er wäre zur Hölle gefahren.

Das Mädchen Maria entging der Sünde, indem sie sich gegen den Jungen, der sie vergewaltigen wollte, wehrte. Wieso wäre sie andernfalls eine Sünderin gewesen? Sei rein oder lieber tot? Kotz, brech. Ein Mädchen ist unschätzbar mehr wert als lächerliche Reinheit. Der Junge hätte sterben sollen, nicht das Mädchen, doch er durfte ein Mann werden.

Welch ein Schwachsinn. Verdrehte Welt. Krankes Hirn. Die Religionslehrerin und der alte Mann mochten keine Mädchen. Ich erkannte es. Meine Mama war nicht daran schuld, dass sie angegriffen worden war.

Ich merke gerade, meine Kopfschmerzen haben sich verflüchtigt. Ich war dermaßen konzentriert darauf Ihnen zu erzählen, dass ich es nicht mitbekommen habe. Und wissen Sie was, ich habe einen neuen Stift. Ich bin noch gar nicht dazu gekommen, Ihnen davon zu berichten. Heute früh hat mich die Psychologin mit dem Dokortitel in der Bücherei angesprochen. Ihre Hand streifte meine, als wir beide nach einem Buch griffen. Ihr Haar duftete nach Apfel. Sie schüttelte ihre Locken und sagte, in ihrem Büro sei eine Kleinigkeit für mich.

Unterwegs überlegte ich mir, ihr ein bisschen vom Alligator mit dem Schnurrbart zu erzählen. Halt eine Kleinigkeit für sie. Ich suchte nach einem Anfang.

Vielleicht kann eine Psychologin mir helfen, ihn aus meinen Träumen zu vertreiben. Er ist ein Kaputtmacher. Ich glaube, er kann nichts empfinden, außer für sich selbst. Er tötete vor meinen Augen, im Rausch des Blutes, während zu Hause seine kleine Tochter und seine Ehefrau auf ihn warteten. Leben wurden verknüpft und erst Jahre später wird das Muster erkennbar. An dem Tag hatte der Alligator keine Zeit gehabt oder es einfach vergessen, seiner kleinen Tochter ein Geburtstagsgeschenk zu kaufen. Seine Kaltblütigkeit sollte ihr den Tod bescheren.

Ich hatte bis zu dem Tag, als ich auf den Umzugslaster stieß, nichts von seiner Tochter gewusst. Die Sonne lockte mich, ich sehnte mich hinaus aus der Stadt. Längst hatte ich ihrem Ruf folgen wollen, aber der Wassermann wollte mir nach der Arbeit ein Geschenk überreichen. In dem Zimmer, das für mich bestimmt war, stapelten sich bereits Geschenke. Ich konnte nichts mit ihnen anfangen, waren sie doch zu viele und zu schwer für meinen Rucksack. Der Wassermann begriff nicht, dass sie mich nicht davon abhalten würden, zu gehen. Dennoch wollte ich nicht gemein sein und daher dieses letzte Geschenk annehmen. Es in die Truhe mit dem Eisenbeschlag legen, den Schlüssel umdrehen und für immer die Tür hinter mir schließen.

Meine erste Begegnung an diesem Tag kündigte bereits Unheil an. Wäre ich nur ohne Zögern in die Weite marschiert, als ich dem schwarzen Nichts begegnet bin, dann wäre alles anders verlaufen. Auf dem Bürgersteig war das Monstrum plötzlich auf mich zugekommen. Meine Nackenhaare sträubten sich. Ich spürte eine Gefahr und wechselte die Straßenseite. So ein Gruselding hatte ich noch nie gesehen. Als es vorüberging, war mir, als würde eine Hand ein Leichentuch über mich breiten. Der Spuk dauerte ein paar Sekunden.

Ich pustete tief aus und streckte mein Gesicht der Sonne entgegen. Ich beruhigte mich. Dann schimpfte ich mit mir, weil ich mich lächerlich verhalten hatte. Das Wesen, verhüllt in schwarzem Tuch, bis auf einen schmalen Sehschlitz, war ein Mensch gewesen. Es hatte Menschengesicht gehabt. Kein Zweifel. Und es hatte einen aufrechten Gang gehabt. Eindeutig. Mir fiel ein, dass es Menschen gibt, die kein Sonnenlicht vertragen. Sicherlich litt dieser Mensch an solche einer Krankheit. Wie schrecklich, die Sonne nicht auf der Haut, den Wind nicht in den Haaren spüren oder die Nase nicht in die Luft strecken zu dürfen. Ich bedauerte ihn. Solch ein Schicksal verdiente niemand. Es war nicht nett von mir gewesen, ihm auszuweichen. Denn er war bestimmt traurig, wenn sich andere von ihm abgestoßen fühlten, wenn sie ihn nicht als Mensch erkannten. Das hatte ich nicht gewollt.

Ich spazierte durch die Gegend, fühlte mich beklommen, da sah ich ein Kunstwerk. Eine Frau, die ich bewundern musste. Meine Augen ruhten auf ihr und ich erfreute mich an ihr. Ihr Lackhaar war zu einem Knoten gebunden, auf dem ein Hut mit schillernd grüner Feder befestigt

war. Ihr Gesicht war das Pudergesicht einer Chinaprinzessin. Der Anblick von Frauen konnte mich schon immer faszinieren.

Sie stieg die Stufen zum Museum hinauf und als sie mit der Kartenfrau sprach, gönnte ich mir noch einen letzten Blick. Wäre ich eine Künstlerin gewesen, dann hätte ich sie in Stein gehauen oder auf Leinwand gemalt, damit viele Menschen einen schönen Moment haben konnten.

Rasch schlüpfte ich durch die Schranke und ließ mich von einem Gemälde mit lauter Farbklecksens ins Grübeln bringen. Ärger über den Wassermann stieg in mir auf. Ich durfte mich von seinen Geschichten nicht ständig zum Bleiben verführen lassen. Wie der König, der sich tausendundeine Nacht von Scheherazade verzaubern lässt. Aber nein, Himmel noch mal, wo ist mein Verstand. Er ist ein Mördermonster. Er heiratete jeden Tag eine Frau, die er am nächsten Morgen köpfen ließ, damit sie ihm nicht untreu werden konnte. Nun steht es hier in Tinte geschrieben und ich kann es nicht löschen. Sehr, sehr ärgerlich.

Ich verspürte den Drang, mich zu bewegen und ließ meinen Füßen freie Wahl. Wenn der Wassermann einsam war, dann war er selbst schuld und ich wollte ihm nicht helfen. Ich wollte ihn für immer hinter mich lassen. Es war entschieden, wie einige Male zuvor. Ich tauchte aus meinen Gedanken auf und hob meinen Blick vom Pflasterstein. Ein Lastwagen parkte am Straßenrand. Auf der Rampe standen Umzugskartons.

Mir stockte der Atem und ich glaubte nicht, was ich sah. Knopfaugen blickten mich an. Zwei Hände packten den Karton und er verschwand in einem Hauseingang. Ein Bild blieb auf meiner Netzhaut. Schwarze Knopfaugen in allen Einzelheiten, wie eine Mikroaufnahme. Sie versprühten keinen Glanz. Stumpf und verkratzt hatten sie mich angesehen. Keine Spur von Wachsamkeit. Nur Müdigkeit und Leere. Am linken Auge fehlte ein Stück, ein Stück in Dreiecksform. Das Fleckenfell verblasst und abgegriffen, dünn wie Seidenpapier. Ein besiegter Kämpfer. Ein verratener Freund. Gägä hatte auf mich gewartet, auf mich gehofft. Nun war kein Lebensfunken mehr in ihm. Er war nur noch eine Hülle. Nur noch ein Stofftier.

Eine junge Frau erschien und ein Mann. Sie besprachen sich kurz und hoben dann eine Kommode an. Plötzlich kamen sie ins Wanken und in einem Reflex sprang ich ihnen bei. Die junge Frau lächelte mich an. Ihr Mund war breit und freundlich. Ich half ihnen, gemeinsam trugen wir die Kommode in eine Wohnung. Eine Wohnung in der alles kreuz und quer stand. Die erste gemeinsame Wohnung in der fremden Stadt. Der breite Mund redete, während der Mann schwieg. Ich merkte, dass ich ihm nicht gefiel, fast feindlich war sein Blick. Ich ignorierte ihn und ging einen der Kartons holen. Ich musste mehrere schleppen, bis ich endlich einen Moment allein in der Wohnung war.

Hastig suchte ich nach dem besonderen Karton, nach meinem alten Freund. Meine Hände zitterten und meine Augen flackerten. Und Panik attackierte mich. Ich würde Gägä nie finden. Auf einmal war der Mann hinter mir. Finster sah er mich an und meinte, sie würden jetzt ohne meine Hilfe auskommen. Ich nickte und ging hinunter auf die Straße. Ich griff nach dem nächsten Karton, doch da war wieder der Mann und riss ihn mir aus der Hand. Der breite Mund redete auf ihn ein, doch er duldete keinen Widerspruch. Also ging ich, aber nur auf die andere Seite, versteckte mich hinter einen Baum und beobachtete das Haus. Nach einer Weile hatten sie den Lastwagen entladen und der Mann fuhr ihn fort. Ich kam aus meiner Deckung hervor und klingelte. Die Sprechanlage klickte. Ich habe etwas verloren, sagte ich. Ein Summen ertönte und ich stieg die Treppe hinauf.

Der breite Mund lächelte mich an, entschuldigte sich für die Unfreundlichkeit des Mannes. Die Frau ging in die Küche und bot mir Wasser an. Zwei Gläser schenkte sie ein. Mein alter Freund Gägä lag neben ihnen auf dem Tisch. Mein Mund wurde wüstentrocken, doch ich hätte nichts trinken können. Behutsam näherte ich mich ihm und streckte meine Hand aus. Meine Fingerspitzen fühlten kein Erkennen. Ich nahm ihn in die Arme. Mir kamen die Tränen. Die Frau sagte mir, ich solle vorsichtig sein. Jule sei ihre Freundin aus Kindertagen. Ein Geschenk ihres Vaters zum Geburtstag.

Die Worte hallten in meinen Ohren, verätzten die Gehörgänge. Was für ein grässlicher Name. Das war nicht sein Name. Wie konnte sie es wagen? Die Tochter des Mörders hatte kein Recht ihn als Freund zu

bezeichnen. Sie hatte kein Recht ihn zu besitzen. Mein Herz war finster. Ich drehte mich zu ihr um und ihr Lächeln gefror.

Er war niemals dein Freund, schleudert ich ihr entgegen. Du hättest ihn niemals anfassen dürfen. Gägä gehört zu mir.

Die Frau öffnete entsetzt den Mund. Sie griff nach dem Stofftier, zerrte an ihm. Ich hörte einen Riss. Ich spürte den Riss. Eine Schockwelle brach über mich ein. Ich fühlte kaltes Glas in meiner Hand. Ein Körper fiel und eine Flasche plumpste auf den Boden. Gägä war frei und ich rannte los.

Auf der Treppe rannte ich fast einen Menschen um. Ich rannte weiter, durch die Straßen bis meine Lungen brannten. Unter dem Dach einer mächtigen Eiche sank ich in die Knie und blickte auf den Freund in meinen Armen. Ein Auge baumelte am Faden. Der Leib war aufgerissen. Watte quoll durch die Wunden. Nadel und Faden würden nichts retten können. Ein Heulkampf schüttelte mich. Rotz und Tränen liefen. Gefunden und verloren hatte ich ihn, für immer.

Einen letzten Dienst wollte ich meinem zerfledderten Freund noch erweisen. Ich bettete ihn unter meine Jacke und machte mich auf zum nächsten Kaufladen. Aus dem Regal nahm ich mir eine Schachtel Kinderpflaster, die mit den schönen, bunten Figuren, und steckte sie in meine Tasche.

Am Ausgang fing mich der Hausdetektiv ab. Ich wurde in ein Büro geführt und nach Namen und Ausweis gefragt, doch ich schwieg. Auch als die Polizei mich festnahm. Diese Leute sprachen mit mir, als sei ich eine Verrückte.

Ich war von Trauer betäubt. Vom Verlust verwundet. Ich bin noch nie verrückt gewesen, nur ein bisschen von den Menschen weggerückt. Können die einen nicht einfach in Ruhe lassen?

Nein, das wollte ich der Psychologin nicht erzählen. Sie würde mich auch als Gestörte betrachten. So sind die Menschen. Wir waren vor dem Büro angekommen, hatten geschwiegen, und aus heiterem Himmel fragte sie mich, wann ich das letzte Mal gelächelt hätte. Ich war verwundert, versuchte zu überlegen, wollte es aber eigentlich nicht. Sie muss ihren Fehler bemerkt haben, denn sie eilte ins Büro und kehrte mit einem Papiertütchen zurück. Darin ein Stift, schwarz lackiert mit goldenen

Verzierungen. Sie habe ihn im Schreibbladen entdeckt und an mich denken müssen. Ich und sie würden schöne Dinge mögen. Mein Ärger verrauchte. Ich und das Musikmädchen hatten eine Gemeinsamkeit. Ich nahm den Stift. Ich wollte ihr zwar nichts über den Alligator erzählen, aber eine Geschichte schenken, die sie sich in ihren Block notieren konnte. Sie hatte mich mal nach dem Grund gefragt, warum ich auf der Straße gelandet war. Also dachte ich mir, ich erzähle ihr von den Pornohuren, oder besser zuerst vom Keller, und hoffte, die Geschichte würde den Stift aufwiegen. Ich holte Luft, doch sie meinte, sie müsse zu einer Besprechung.

Ich bin froh, dass Sie bei mir sind. Ihnen kann ich alles sagen. Freunde sind füreinander da. Wenn Sie sehen könnten, was für Kapriolen der Stift auf dem Papier vollführt, würden sie staunen. Er ist ein Eiskunstläufer. Gleitet über das makellose Weiß und hinterlässt seine Schnörkel. Ich mag seinen Schwung. Er ist platzverschwenderisch, wenn ich ihn lasse. Ich will es ihm gönnen, auch wenn die letzte Seite die Verbindung zwischen Ihnen und mir beenden wird. Sorgen Sie sich nicht, bis zum Containerschiff wird es reichen. Darauf achte ich. Nur jetzt eine kleine Ausgelassenheit und dann werde ich vernünftig sein. Ich probiere es mal mit der linken Hand. Das Schreiben ist schwierig, sieht aus wie Kunst, schön anzusehen, aber schwer zu lesen. Ich wechsele lieber wieder die Hand.

Angefangen hatte es mit dem Hochhaus in der Nachbarschaft, genauer gesagt mit dem Keller. Die Jugendlichen tuschelten über den Keller und das weckte meine Neugier. Allein traute ich mich nicht hinein, doch da gab es einen Jungen, der mich begleiten wollte. Jungs sind diejenigen, die Bier trinken und an ihren Popeln rumknabbern. Sie sind laut und halten sich für wichtig. Jungen sind doof, aber auf einer Expedition musst du Kompromisse machen können.

Achtung, schnell, Sie müssen hinters Gebüsch. Da ist ein Spaziergänger und er hat einen Hund bei sich. Einen Dackel. Das ist ein Jagdhund. Die lassen nicht locker. Der Wind ist jedoch auf Ihrer Seite. Der Mann sollte seinen Hund an die Leine nehmen, nicht, dass er noch

über Sie stolpert. Glück gehabt. Herrchen und Hund watscheln zurück und werden nie erfahren, in welcher Gefahr sie schwebten. Was wohl wäre, wenn wir wüssten, wie häufig wir schon nicht gestorben sind?

Stellen Sie sich einen Keller vor, aber keinen gewöhnlichen. Sieben Stufen führen zu zwei Stahltüren. Öffnen Sie eine Tür und blicken Sie in einen Schlund der Schwärze. Im Reich der Dunkelheit, wo die leben, die das Licht des Tages scheuen, sind Sie ein Eindringling. Die Tür schlägt zu, verschluckt den Fluchtweg ins Freie. Modrig wie in einem Grab ist es. Sie hören ein Stöhnen. Der Atem eines Untoten streift Sie. Aus dem Nichts taucht sein erleuchtetes Gesicht auf.

Ich schrie auf. Und sogleich ärgerte ich mich. Der Junge lachte. Er hatte eine Taschenlampe und leuchtete voraus. Wir gingen den Gang entlang, an Nischen vorbei, wo Holztüren mit Hängeschloss das Weggesperrte verbargen.

Der Junge flüsterte und ich spitzte meine Ohren. Er erzählte von dem Schwabbelkopf. Niemand wusste, wie der Schwabbelkopf mit Namen hieß. Seine Eltern hatten ihn in den Keller verbannt, da sie sich seiner schämten. Denn er war eine Ausgeburt der Hässlichkeit und die Leute gruselten sich vor ihm. Irgendwann war seine Mutter gestorben und da niemand mehr Essen für ihn abstellte, ging er nachts auf Streifzüge. Er durchwühlte die Mülltonnen und manch ein Hund oder eine Katze verschwanden. Auch im Keller gab es keine Ratten. Alle wurden sie aufgefuttern.

Auf einmal riss der Junge die Taschenlampe herum und brüllte auf. Ich fuhr zusammen. Der Junge fand das lustig, der Idiot. Er bot mir seinen Arm an, aber anfassen wollte ich ihn nicht. Am Ende des Ganges gab es einen Knick und dann kamen wir in einen Raum ohne Fenster. Da war eine Tür, die an der Stelle, wo die Glasscheiben fehlten, mit Sperrholz zugenagelt war. Ich nahm mir die Taschenlampe und besah mir das Geschmiere an den Wänden. Einiges war mit Filzstift aufgeschrieben worden, so in der Art Tobi liebt Ayse oder Kevin war hier.

Der Junge setzte sich auf eine Matratze. Auf dem Boden lag Allerlei verstreut herum. Taschentücher, Kaugummis, Kippen und Kondome. Er klopfte neben sich auf den fleckigen Stoff. Ich hatte nicht vor, mich in diesen Dreck zu setzen, auch nicht als der Junge seine Jeansjacke

auszog und sie ausbreitete. Er schmolte, schließlich habe er mich mitgenommen und dafür könne er einen Kuss erwarten. So was Ekeliges wollte ich schon gar nicht. Ein Ferkelchen würde ich küssen, die sind niedlich. Aber diesen Jungen, diesen Affen mit Froschlippen niemals. Er nahm seine Jacke, sprang auf und riss mir die Taschenlampe aus der Hand. Ob ich normal sei, zischte er, das würden doch alle tun, sonst hätte ich gar nicht mit in den Keller gehen brauchen und was sollten jetzt seine Freunde von ihm denken, wenn ich mich so anstellte. Mir war egal, was er sagte und wie sehr er um seinen Ruf besorgt war. Auf keinen Fall wollte ich seine Spucke schlucken, das geschieht nämlich beim Knutschen.

Der Junge marschierte los und ich hinter her. Dann rannte er und da er einen Vorsprung hatte, erreichte er zuerst die Stahltür und schlug sie mir vor der Nase zu. Ich rüttelte am Griff, doch er musste ihn blockiert haben. Ich beschloss, mich in Zukunft von Jungen fernzuhalten. Mit denen konnte eine nichts anfangen. Jungs sind gemein. Aber nun hatte ich das Problem, einen Weg aus dem Keller finden zu müssen und das in der Stockfinsternis und mit einem Schwabbelkopf hinter einer der Holztüren.

Ich versuchte, mich zu konzentrieren, denn ich meinte eine Tür ohne Vorhängeschloss gesehen zu haben und wenn es dort ein Fenster gab, konnte ich rausklettern. Ich tastete mich voran. In der ersten Nische waren drei Türen, aber auch drei Schlösser. In der nächsten Nische fand ich die Tür ohne Schloss und war erleichtert, sogleich aber wieder besorgt.

Vielleicht lauerte auf der anderen Seite der Schwabbelkopf. Er lauschte meinen Schritten, meinem Atem. Das Wasser lief ihm im Mund zusammen. Sprungbereit würde er sich mit Händen und Zähnen auf alles stürzen, was durch diese Tür kam. Sicherlich wäre ich eine leckere Mahlzeit für ihn. Mein Fleisch war zart, ich war noch jung. Ich machte mir Mut, indem ich mir sagte, der Schwabbelkopf sei nur eine Erfindung des Blödmanns. Ich drückte gegen die Tür, doch nach ein paar Zentimeter stieß sie gegen etwas Hartes.

Gleich würde er kommen und mich packen. Er würde mich in viele Teile zerlegen. Er würde sich freuen, einen Vorrat zu haben und nachts nicht auf Pirsch gehen zu müssen. Oder er würde in seiner Gier nicht an



sich halten können und sofort zu reißen, zu schmatzen und zu schlabbern beginnen, gar nicht richtig kauen, sondern die Brocken runterwürgen und dann noch die Knochen abnagen und ablecken.

Während ich mir sein Fressgelage ausmalte, bewegte sich nichts hinter der Tür. Das war doch alles Spinnerei. Ich war ein Schisshase, wenn ich dem Blödmann glaubte. Also legte ich beide Hände auf die Tür und stieß mehrfach mit aller Kraft zu. Es polterte und die Tür ließ sich so weit öffnen, dass ich mich hineinzwängen konnte. Ich konnte nichts sehen, aber es war eine Rumpelkammer. Meine Hände erfühlten Glattes, Kantiges, Raues, Kaltes. Ich krabbelte und kraxelte. Ich kletterte über eine Sofalehne, faltig wie der Rücken eines Elefanten. Ein Korb rutschte und fiel gegen mich, Stoffe flatterten wie Fledermäuse an mir entlang. In einem Dschungel sich den Weg mit einer Machete freizuschlagen, konnte nicht anstrengender sein.

Dann stoppte mich ein Schrank, hoch wie eine Steilwand. Ihn musste ich überwinden. Ich ertaste einen Spalt, durch diesen Höhleneingang musste ich mich quetschen. Wenn ich stecken blieb, würde ich verhungern und verdursten. Ausgetrocknet und schrumpelig wäre ich. Die nächsten Menschen, die in den Keller kommen würden, fänden eine Mumie und ich käme ins Museum. Höhlenforscherin stände dann auf einem Messingschild. Vielleicht würden sie mir einen Helm mit Lampe aufsetzen, das fände ich nett. Ich musste grinsen.

Zuerst begann ich, meinen Kopf durch den Spalt zu schieben. Die Ohren wurden dabei heftig geschrappt. Dann geschah es. Ich konnte weder vorwärts noch rückwärts. Millimeter um Millimeter ruckelte ich bis es weiterging. Schultern, Bauch und Beine folgten. Geschafft.

Als nächstes räumte ich Sperrholzplatten zur Seite. Lichtstrahlen fielen in den Keller. Das Fenster war ein schöner Anblick, zunächst. Ich zog den Hebel hoch und sah im Lichtschacht eine Schneelandschaft aus Spinnweben. Ich habe nichts gegen Spinnen, aber ich mag es nicht, wenn sie auf mir krabbeln. Doch ich musste hier raus, es half nichts. Ich kroch in den Schacht. Ich sah nach oben, rüttelte, das Gitterrost saß ziemlich fest. Also stemmte ich mich mit den Schultern dagegen bis es nachgab. Ich kletterte hinaus und war froh. Mich störten noch nicht einmal die Spinnweben in meinem Haar, selbst nicht der Tausendfüßer auf meinem Arm. Ich klopfte sie ab und schob das Gitter zurück. Der

Blödmann sollte sich den Kopf zerbrechen, wie ich aus dem Keller gekommen war.

Als ich um die Ecke bog, saß der Blödmann am Eingang des Hochhauses und rauchte eine Zigarette. Lässig und entspannt. Er bot mir eine Kippe an und kam sich großzügig vor, was sein dummes Gesicht verriet, als ich an ihm vorbeiging, ohne auch nur ein Wort zu erwidern. Der Junge trottete mir nach. Ich wünschte ihn nach Australien. Der Kontinent ist sehr weit weg und dorthin, so hatte ich gelesen, waren früher Strafgefangene geschickt worden, damit sie niemanden störten. Meiner Meinung nach hätte man alle Jungen nach Australien verschiffen sollen und erst wieder zurückkehren lassen, wenn sie gelernt hätten, dass sie keine Paviane waren, auch wenn sie sich wie welche benahmen.

Am nächsten Morgen wartete er auf mich und folgte mir zur Schule. In der Klasse bewarf er mich mit Papierkügelchen. Da er hinter mir saß, konnte ich seinen Angriffen nicht ausweichen. In den Pausen, egal, wo ich stand, brauchte ich mich nur umzudrehen und er war da. Ich ignorierte ihn, aber er kapierte nichts. Auf dem Nachhauseweg blieb er mein Schatten. Also wurde ich ein Stubenhocker, denn nach draußen gehen hieß, verfolgt zu werden.

Wenn die Krankenschwester zur Nachtschicht aufbrach, blieb ich mit ihrem Mann allein in der Wohnung. Die Krankenschwester schlief normalerweise bis zwei Uhr, räumte auf, erledigte Einkäufe, bügelte Wäsche, kochte Essen und um sieben Uhr ging sie zur Arbeit. Ihr Mann saß im Wohnzimmer am Computer, aß auch dort, nie mit uns. Sein Körper sah aus wie jeder andere Mann, aber innen drin war er kaputt, seine frühere Arbeit hatte ihn krank gemacht und nun beschäftigte er sich mit Computerspielen und Pornos.

Ein bisschen tat mir die Krankenschwester leid. Aber als ich ihr einmal helfen wollte und die Fenster putzte, da hat sie gemeckert, weil ich es nicht ordentlich gemacht hätte und sie jetzt die Putzstreifen beseitigen müsste. Sie hat einen Eimer mit Wasser gefüllt, so heiß, da kriegt man vom Zuschauen Brandblasen, und hat die Scheiben malträtiert. Wenn eine unglücklich ist, dann kann sie alles noch unglücklicher machen.

Der Mann der Krankenschwester war nicht unglücklich. Roboter können nicht fühlen. Ich hatte mir bereits überlegt, wo die Batterien bei ihm eingelegt werden könnten. Kurz vor den Sommerferien kam ich mal wieder aus der Schule, den Streunerhund auf meiner Fährte. Ich ging ins Wohnzimmer, um mir aus dem Regal das Lexikon für meine Hausaufgaben zu holen. Der Mann blickte vom Monitor hoch und fixierte mich. Seine Augen wirkten lebendig. Als sähen sie mich zum ersten Mal.

Er fuhr sich mit der Zunge, einem widerlichen Spuckelappen, über die Lippen. Du bist eines der Mädchen, die im Keller gewesen sind, meinte er. Eigentlich wollte ich vom Keller nichts mehr hören, das war ein Reinform gewesen und hatte mir diesen Jungen eingebrockt. Ich war irritiert davon, dass der Mann es wusste und mit mir redete. Außer an dem Tag als ich einzog, Tag, ich heiße Robert, haben wir nie miteinander gesprochen.

Du kriegst einen Busen, sagte er, du wirst eine Frau und solltest gewisse Dinge erfahren. Männer können einem peinlich sein. Auf der Straße hatten mich alte Männer über vierzig schon als Engelchen oder Mäuschen bezeichnet. Ich hatte gewollt, sie hätten es nicht getan, denn sie erwarteten von mir, dass ich mich darüber freute.

Der Mann kramte aus dem Schrank eine Videokassette und stellte Fernseher und Rekorder ein. Ich sollte mich auf das Sofa setzen. Er drückte auf Start und ging aus dem Raum. Meine Frau, warf er auf der Türschwelle noch ein, braucht davon nichts zu wissen.

Die Tür schloss und Musik ertönte. Der Film spielte in einem Hotel in den Bergen. Einer Frau im Dirndl gehörte das Hotel. Dann gab es noch einen Nackedei, ihren Mann. Seine Aufgabe war es, die Gäste zu befriedigen. Sein Gesicht war mürrisch. Er schien keine Lust an seiner Arbeit zu haben. Für ihn war es sicherlich nicht angenehm, den lieben langen Tag den Popo vor und zurück zu schieben und keinerlei Dank zu erhalten und dann auch noch von einem Glas Milch übertrumpft zu werden. Das war nämlich so. Ein Gast las aus Langeweile ein Buch, während der Mann ihn fickte. In einer Erholungspause trank der Mann ein Glas Milch und verschüttete es versehentlich. Als die Milch auf den Bauch der Frau platschte, fing sie an zu stöhnen und zu zappeln. Ich hatte schon Sorge, sie hätte einen Anfall, einen epileptischen, aber in

diesem Fall nennt man das Orgasmus. Der Mann wirkte ziemlich frustriert.

Der Mann der Hotelbesitzerin machte andauernd Fehler, aber seine Ehefrau wusste sonst nichts mit ihm anzufangen. Sie hatte genug damit zu tun, das Hotel zu managen, also musste er weiterhin als Hure arbeiten.

Als der Film zu Ende war, bin ich in mein Zimmer geschlichen. Ich hätte es eher getan, aber ich befürchtete, der Mann würde fragen, warum ich nicht weiterschaue. Ich wollte nicht mit ihm über Sex sprechen. Menschen sehen dabei dusselig, manchmal hässlich aus. Sie hören sich an, als hätten sie Schmerzen. Meine Ohren mögen so etwas nicht. Außerdem sind Sexfilme langweilig wie Musicals, in denen wird ständig gesungen, wenn ich doch eigentlich wissen möchte, wie die Geschichte weiter geht.

Der Mann der Krankenschwester hat mich nie irgendwas gefragt, auch nicht bei den anderen Filmen. Eine verzwickte Situation. Ich konnte nicht vor die Haustür gehen, weil dort der Junge auf mich lauerte, und in der Wohnung lauerte der Mann mit den Filmen auf mich. Die Sommerferien kamen und gingen. Die Filme änderten sich, die auf dem Computer gespeicherten waren abstoßender.

Bei diesen Filmen hatte ich Angst. Ich mag keinen Horror. Je ekeliger die Filme wurden, desto ekeliger fand ich den Mann. Doch den allergrößten Abscheu empfand ich gegenüber den Pornohuren. Wie sie mit verzerrtem Gesicht, Schmerz in den Augen, stöhnten, und sagten wie erfüllt sie seien und sie noch mehr wollten. Wie die Männer alles in sie hineinstießen, sie mit Samen, Urin und Kot beschmierten und sagten, sie müssten mal wieder ein Stück Leder dehnen oder einen verdammten Arsch aufspießen. Wie die Männer die auf den Boden liegende Frau gleich einem Haufen von Hyänen umzingelten, sie drehten, wendeten, packten, an ihr zerrten wie an einem Stück Aas, Fäuste und Schwänze in ihrem Fleisch verschwanden und die Frau grunzte. Ich hatte noch nie widerlichere Menschen gesehen als diese Pornohuren. Sie hatten keinen Stolz, denn sonst würden sie sich doch nicht derartig filmen lassen. Jeder konnte sehen, wie schäbig sie waren. Ich verachtete sie und ich denke die Männer hassten sie, denn sonst hätten sie ihnen nicht weh

getan und es auch noch genossen. Über die Männer habe ich mir keine Gedanken gemacht, warum sollte ich mich mit Hyänen beschäftigen?

Die Hyänen benutzten aber häufig ein Wort, das schlimmste Wort, das ich kenne und insofern war es gerecht, wenn die Pornohuren mit ihren spitzen Absätzen auf den Hoden trampelten. Ich schreibe das Wort nicht auf, denn es soll aus der Welt verschwinden. Ich habe immer versucht, es nicht zu beachten, denn wenn du etwas ignorierst, dann kann es sterben. Säuglinge die keinerlei Liebe bekommen, gehen wie Blümchen ein.

Leider gelang das Totignorieren nicht beim Alligator. Ich habe es ausprobiert und Jahr um Jahr gewartet. Ich hätte nicht so lange warten sollen. Ich hätte etwas tun sollen. Wie es wohl wäre, wenn Sie dem Alligator von Angesicht zu Angesicht gegenüber stünden, ihm Ihren heißen Atem entgegenfauchen, ihn mit Ihren glühenden Augen durchbohren und dann seine Kehle aufreißen und sein panisches Herz explodiert? Das geht aber nicht, Sie müssen das Schiff erreichen, damit Sie endlich nach Hause kommen. Darauf warten Sie bereits so lange. Ich will, dass Sie in Freiheit sind.

Für mich bedeutete die Straße Freiheit. Das Leben auf der Straße ist nicht leicht, aber es war meine Wahl. Ich war geflohen, weil ich die Wahrheit erkannt hatte und ich mich retten musste. Ein Gehirn eignet sich Unarten an, ratzfatz, meines auf jeden Fall. Es kann wie ein Teig sein, auf dem die Backform einen Abdruck hinterlässt. Ich habe Bilder im Kopf, an denen ich keinen Gefallen habe. In der Zeit der Pornofilme bemerkte ich, wie ich die Krankenschwester beschaute. Wenn sie sich in ihrem Putzkittel über die Badewanne beugte und schrubbte, sah ich auf ihr Gesäß. Der Stoff spannte und sogleich lief ein Film ab. Bilder von dem, was die Hyänen alles mit einem Arsch anstellten. In der Schule betrachtete ich mir die Lehrerin mit dem rot angemalten Mund. Sie ahnte nicht im Geringsten, was mir ihr Mund sagte. Die Schülerinnen, die sich durchs Haar fuhren, kicherten und Jungs anhimmelten, verloren ihren Namen. Wenn die Sonnenluft heiß flimmerte, ihre Haarspangen funkelten und ihre Beinhaut schimmerte, verwandelten sie sich in Aufziehfiguren. Ich sah die Filme ohne Herzklopfen, ohne Angst, aber mit

Stumpfheit. Im Spielzeugland ruckelten, ächzten und stöhnten die Blechfiguren in den immer gleichen Bewegungen. Mit grotesken Fratzen. Ein totes Land. Ohne Freude. Dann änderte sich das Filmitual.

Der Mann der Krankenschwester verließ nicht das Wohnzimmer, nachdem er den Film gestartet hatte, sondern setzte sich neben mir aufs Sofa. Ich versteifte und heftete meinen Blick auf den Bildschirm. Er sollte weg. Sein Platz war nicht neben mir. Der Reißverschluss seiner Hose ratschte. Als er nach meiner Hand griff, erschlaffte sie, wie welcher Salat hing sie an meinem Arm. Er rubbelte meine Hand über seinen Penis. Sie wurde taub, als würde sie von meinem Körper abgeschnürt werden. Ich starrte weiterhin auf den Film. Ein Ächzen, dann ließ der Mann mich los.

Ich stand auf und wusch die Hand im Bad. Wasserleichenkalt wurde sie. Fremd wirkte sie, als hätte jemand meine eigene Hand gestohlen und eine andere angenäht. Ich schloss die Augen. Der Seifenduft verflüchtigte sich und wieder entströmte der Gestank des ekligen Mannes. Als hätte ich darin gebadet. Ich riss die Augen auf und sah in mein Spiegelbild. Ich erkannte die Wahrheit. Darüber, wofür mich der ekelige Mann hielt. Ich war in Gefahr. Ich musste fort.

Ich horchte an der Tür, dann schlich ich über den Flur in mein Zimmer. Meine beiden Hände schüttelten die Schulhefte aus meinen Rucksack und stopften alles Greifbare hinein. Dann schlüpfte ich in Jacke und Schuhe und atemleise zog ich die Wohnungstür ins Schloss. Ich huschte durchs Treppenhaus und rannte zum Bahnhof.

Als meine Beine den Waggon bestiegen, zitterten sie. Der Zug ruckelte und rollte aus dem Bahnhof. Am Fenster glitt die Welt an mir vorbei. Ich saß allein im Abteil. Nur das Rattern des Zuges, das mich beruhigte. Das Ziel kannte ich nicht. Ich hatte mich in Sicherheit gebracht. Ich war weg von den Pornohuren, von dem ekligen Mann. Erst später begriff ich, dass ich die Pornohuren falsch eingeschätzt hatte. Das lernte ich durch Claire, die Straßenhure. Ich hoffe die Pornohuren sind mir nicht böse und verzeihen mir. Aber diese Geschichte erzähle ich Ihnen heute Abend.

Es ist spät geworden. Dort drüben im Gebüsch können sie sich verstecken und ausruhen. Ich lege mich jetzt ein wenig hin, bevor wir geweckt werden. Bis bald.

\*

Na, Sie sehen zufrieden aus. Kein Wunder mit gefülltem Magen. Jetzt geht es los. Gleich stoßen sie auf einen Kanal. Überqueren Sie die Brücke. Ein Stück weiter werden Sie an einen Fluss gelangen. Folgen Sie ihm bis zum See. Sie müssen am Ufer entlang gehen und treffen dann wieder auf den Fluss. Das ist die Route.

Mir erging es schlecht. Ich wurde gezeichnet. Mein Abendessen musste ich auf dem Bett verspeisen, da ich nicht sitzen kann. Ich kühle meine Verletzung mit einem kaltfeuchten Handtuch. Die Muränen meinen, ich würde jetzt ihnen gehören.

Ich hatte mich zur Bücherei aufgemacht, aber die Muränen fingen mich ab, indem sie den Gang blockierten. Sogleich wollte ich umkehren, doch sie umzingelten mich. Ihre Zähne blitzen auf. Ihre Augen stierten mich an. Eine schubste mich. Plötzlich ertönte ein Pfiff. Eine Hand legte sich auf meine Schulter, lähmte meine Glieder. Muränengift wirkte bei mir. Ich konnte nicht entkommen. Schritte näherten sich.

Die Psychologin mit dem Dokortitel grüßte. Sie strahlte geradezu, weil sie eine gute Nachricht für die Muränen hatte. Das Konzert in der Turnhalle, auf das sie so lange gewartet hatten, war von der Gefängnisleitung genehmigt worden. Die Muränen applaudierten und dankten für ihre Fürsprache. Mein Blick richtete sich auf die Psychologin. Endlich sah sie mich an. Ein Brauenzucken. Ein Wimpernschlag. Ein Lächeln. Schön, dass Sie Freundinnen gefunden haben, sagte sie und schritt, ein Hauch von Lavendel, an mir vorbei.

Ich blieb zurück, hörte ihre Sohlen, die sich entfernten. Vielleicht würde sie stoppen, vielleicht beim nächsten Schritt. Als der letzte Schritt verklang, stießen mich Arme in die Dusche.

Die Muränen umkreisten mich und spielten Fang den Ball. Ich war der Ball. Sie feuerten sich gegenseitig an. Das Kleine wird doch wohl nicht heulen. Hahaha. So ein Spaßverderber. Hahaha. Die Tür öffnete sich. Ich konnte nicht erkennen, wer es war, denn die Muränen stürzten sich auf mich, drückten mich auf die Fliesen und hielten mich fest. Sie zerrten an meiner Hose. Eine zog ihren Schlüpfer aus und stopfte ihn mir in den Mund. Leckerli für unser Zuckermäulchen. Hahaha.

Die Terroristin hockte sich vor mich, sie war es, und zündete eine Zigarette an. Sie nahm einen tiefen Zug und stieß den Rauch aus. Dann drückte sie den Glimmstängel gegen mein Fleisch. Ich schrie auf, doch durch den Stoff im Mund verdampfte er. Die Zigarette wurde weitergereicht. Ich bäumte mich auf, wollte dem brennenden Schmerz entfliehen, doch es war vergebens. Ruhig, Fohlen. Keiner kann dich unstehlen. Privateigentum. Hahaha. Wenn du unartig bist, kommst du in die Pferdewurst. Hahaha. Das Brandzeichen auf meinem Hintern wurde von ihnen vollendet. Willkommen auf der Ranch El Knasto, johlten die Muränen.

Als sie mich losließen und weggingen, blickte ich hoch zur Terroristin, die sachte den Kopf wiegte. Das ist alleine deine Schuld, sagte sie. Irgendwie klang sie traurig. Du hast mich getäuscht, grollte sie dann aber, dein Brandmal offenbart so wie das Kainsmal eine Mörderin. Die Tür schlug hinter ihr zu.

Der Alligator mit dem Schnurrbart ist ein Mörder. Ich bin nicht wie er, murmelte ich. Dennoch wünschte ich mir, ich hätte Reißzähne und Krallen, denn dann hätte ich die Zähne gefletscht und die Krallen ausgefahren und alle in die Flucht geschlagen. Ich betrachtete meine Finger, krümmte sie und dachte daran, wie es wäre, wenn diese Fingernägel tiefe Furchen schneiden könnten. Plötzlich flimmerte ein Bild auf. Die tote Frau auf dem Küchenboden. Mein Kainsmal schoss einen Schmerz durch meinen Körper. Aber es war doch ein Unfall gewesen, ich hatte es nicht gewollt. Ich bin keine Mörderin.

Die Terroristin ist nicht besser als ich. Sie ist schlimmer, denn sie hätte ein großer Geist werden können. All die Bücher, all das Wissen, all das Studieren hat sie geopfert für ein Nichts. Einige Studenten sind beschränkt, auch wenn ich es nie so richtig glauben wollte, obwohl ich es selbst beobachten konnte. Ich hin und wieder Gespräche aufschnappte. Leute, die bettelten, nannten sie Schmarotzer, und meinten, wenn sie wenigstens musizieren würden, dann täten sie immerhin etwas fürs Geld, selbst wenn die Musik nerve. Welcher Schwachkopf möchte genervt sein und missgönnt anderen ein Geschenk? Es ist die Wahrheit, leider, es gibt Studenten, die den Namen nicht verdienen.



Ich habe mich nie Studentin genannt, dennoch habe ich in der kalten Zeit in der Universität gelesen. Rubezahl hatte mich durch die Universität geführt und ich begeisterte mich für diesen Ort. Morgens startete ich um acht in der Schwimmhalle mit zwanzig Bahnen. Ich konnte meine Kraultechnik dank Rubezahl verbessern. In seiner Jugend war er einmal Schwimmtalent in der Olympiamannschaft gewesen.

Danach las ich in der Bibliothek Zeitungen. Davon schwirren einem die Sinne. Manchmal unterbrach ich die Lektüre und ging in einen der Hörsäle, nicht in die kleinen, nur in die großen, klappte die Sitzbank und das Schreibbrett herunter und fühlte mich wie eine Studentin. Ich setzte mich nie nach unten in die vorderen Reihen, sondern nur nach oben, in die letzte Reihe, nahe an den Ausgang. Ich hörte Vorlesungen über Biologie, Geschichte, Physik, was gerade anstand. Ich hätte gerne Fragen gestellt, aber vor so vielen Leuten schämte ich mich, denn vielleicht waren es dumme Fragen und sie hätten gemerkt, dass ich überhaupt nicht da sein durfte.

Orandum est, ut sit mens sana in corpore sano. Ich wünschte mir sehr, dass in meinem gesunden Körper ein gesunder Geist stecken möge. Aber mein Geist ist eine Flipperkugel. Saust hier hin und dort hin, prallt zurück und plumpst in ein Loch. Rubezahl meinte stets, ich dürfe nicht aufgeben, müsse mich herausfordern.

Mittags war dann Essenszeit. Vor der Mensa liefen Fließbänder auf denen die Speisetabletts an einem vorüber zogen. Am Ende des Bandes gab man der Kittelfrau eine Essensmarke, die man sich vorher kaufen musste, und setzte sich in den Saal. Wer fertig gegessen hatte, stellte das Tablett auf ein Fließband zurück. Das fand ich zunächst komisch, weil ich mich wie in einer Fabrik fühlte. Ich stellte mir vor, wie Maschinen in Riesenhallen unter meinen Füßen die Gerichte erstellten. Sie säuselten, zischten, pumpten, surrten, pufften im Rhythmus eines Blechorchesters, umwabert von Dampf und befunkelt von Feuer.

Ich hatte nie Geld für eine Karte. Also griff ich mir eines der zurückgegebenen Tabletts, holte mir aus dem Besteckkorb einen neuen Löffel und stellte mich an die Nachschlagtheke. Für Nachschlag musste niemand bezahlen und so erhielt ich eine Mahlzeit.

Danach schlenderte ich durch die Universitätshalle, las die Mitteilungen auf den schwarzen Brettern, beobachtete die Studenten in

der Cafete, begutachtete die Früchte im Lädchen, durchblättert im Reisebüro die Kataloge. Oft ging ich hinauf zur Galerie, dort waren kleine Tische und Hocker auf dem Boden festgeschraubt, und ich schaute hinunter auf das Treiben, dachte über vielerlei nach oder ersann mir Geschichten. Ich war Astronautin am Rande der Milchstraße oder Vulkanforscherin nahe der Lavaströme.

Mitunter wurde ich von Studenten angesprochen, nicht, dass ich mit ihnen reden wollte, aber sie dachten, ich sei eine von ihnen. Das gefiel mir sehr. Einmal setzte sich ein Student aus einem fremden Land zu mir. Ich sollte es erraten und daher gab er mir den Tipp Amerika und den Buchstaben M. Ich überlegte und überlegte, Argentinien, Peru, Chile, alle, die mir einfielen, fingen nicht mit einem M an. Ich kapitulierte und die Schmach war mein, denn die Lösung hieß Mexiko. Das durfte nicht wahr sein. Mexiko kennt doch jedes Kind. Wofür hat man überhaupt ein Gehirn, wenn einem Mexiko nicht einfällt? Ich konnte mich mit dem Studenten nicht weiter unterhalten und bin sogleich in die Bibliothek geeilt, um meine Nerven zu besänftigen, denn wenn sie erst einmal flattern, dann verwandeln sie sich in einen Schwarm aufgescheuchter Spatzen.

Aus einem Regal holte ich mir einen Atlas und fuhr mit dem Finger erst Amerika mit seinen Ländern und dann die anderen Kontinente entlang. So viele Länder, manche waren winzig klein, Andorra, San Marino, Liechtenstein. Ich schleppte einige Wälzer heran, um mehr zu erfahren. Später merkte ich, wie die Druckbuchstaben mir entwischten, als wollte ich mit bloßer Hand Forellen fangen. Silberschwarz blitzte es vor meinen Augen auf, husch, wusch, platsch. Ich bekam die Wörter nicht zu fassen. Die Kräfte schwanden. Der Wortstrom riss mich fort. In meinem Kopf zerplatzten Luftblasen

Aber ich wollte unbedingt begreifen, wurde erst grimmig, dann verzweifelt, während meine Finger Seiten hin und her blättern, hin und her schlugen. Es war vergebens. Ich schaffte es nicht. Während der Stundenzeiger auf der Wanduhr vorwärts kroch. Dann knackte es im Uhrwerk. Antriebsfeder, Bolzen, Räder ächzten und der Zeiger sprang auf die Zehn. Es war Schlafenszeit. Ich stellte die Bücher zurück in die Regale.

Mein Schlafplatz war auf dem Berg. Im Wald. Zwischen Steinwänden. Aus Holzbrettern, die nicht verkohlt waren, hatte ich in einer Ecke ein Dach gebaut, über das ich eine Plane geschnürt hatte, damit es nicht reinregnet. Meistens schlief ich sofort ein. Aber nicht jedes Mal, dann dachte ich an das kleine Knautschgesicht und sendete ihm liebe Wünsche. Ich habe mir immer Sorgen um ihn gemacht. Seit dem Tag seiner Geburt. Wenn ich eine gute Fee gewesen wäre, hätte ich ihm drei Gaben geschenkt. Superschläue wäre eine davon gewesen. Die Psychologin mit dem Dokortitel hatte mich gefragt, wann ich das letzte Mal gelächelt hätte. Die Antwort kenne ich. Aber ihr hatte ich es nicht anvertrauen wollen, war es doch im Sammelkästchen meiner Erinnerungen. Es war, als ich das Wort Magie verstehen lernte. Es war beim kleinen Knautschgesicht Gargoyle.

Seine Geburt in der Waschküche eines Mehrfamilienhauses war begleitet von Blut, Schleim und Angst. Ich wollte meine Kleidung waschen, also öffnete ich die Kelleraußentür mit einem Draht, wie es mir Rübezahl beigebracht hatte. Bisher war alles gut gegangen, aber an dem Tag nicht. Da hockte eine Frau vor einer der Waschmaschinen. Das Gesicht zeugte von Schmerz.

Es sieht überhaupt nicht witzig aus, wenn zwischen zwei Beinen ein Kopf feststeckt und du glaubst, er wird die Frau zerreißen. Ich wollte losrennen, Hilfe holen, doch ich stolperte und stürzte zu Boden. Bleib bei mir, sagte die Frau. Sicherlich war ihr Verstand betäubt und ich wollte ihre Worte nicht beachten, doch dann blickte sie mich an wie eine Gazelle im Maul des Löwen.

Vor einer Geburt muss niemand weglaufen, rief ich mir in Erinnerung. Schließlich hatte ich bereits eine Kuh gekraut, um sie zu entspannen, während die Bäuerin ihr half, ein Kalb zu gebären. Das Kälbchen hatte wie seine Mutter Zimthaare, Schokoaugen und ein Sahnemäulchen. Wir waren stolz und glücklich, insbesondere die tapfere Mama.

Also konnte ich die Frau nicht alleine lassen und ich kniete mich vor ihr nieder. Das verflixte Balg machte seiner Mutter solche Scherereien, bewegte sich keinen Millimeter. Vielleicht ist es ein Wechselbalg, durchzuckte es mich, von Kobolden untergeschoben. Diese Frechlinge

trieben ihre Späße und wir mussten schwitzen. Fast hätte ich mich weiter in diese Geschichte gesponnen, doch mir ging die Puste aus. Der Frau entgleiste ihr Atem wie auf einer Achterbahn und er katapultierte mich mit hinaus. Schattenflecken pulsierten vor meinen Augen. Ich musste mich konzentrieren, dagegen atmen. Sie folgte mir und allmählich floss wieder Sauerstoff durch unsere Adern.

Die Frau presste. Schultern glitten hervor. Ich packte sie und dann flutschte der Rest heraus. Sein Anblick erinnerte mich an Mäusebabys, die der Nachbarshund auf dem Rasen ausgebuddelt hatte. Nackt und hässlich waren die Mäusebabys gewesen. Die Frau wendete ihr Gesicht ab. Es wimmerte. Ein sonderbares Geräusch, das in den Gehörgängen kratzte. Ich wartete, dass es endlich zu der Frau durchdrang. Doch sie reagierte nicht. Auf den Fliesen neben ihr lag ein Schlüsselanhänger, der zugleich ein Taschenmesser war. Also schnitt ich die Nabelschnur durch.

Ich nahm ein Hemd aus meinem Rucksack und wickelte das Baby ein. Alles schmutzig hier, meinte die Frau und wischte mit Wäschestücken aus der Maschine den Boden auf. Dann stellte sie das Programm ein und beobachtete wie die Trommel sich drehte. Aus irgendeinem Grund erfreute es sie. Erst als sie auf das Bündel in meinen Armen schaute, verfinsterte sich ihre Miene. Die Dreckwäsche müssen Sie wieder mitnehmen, sagte sie zu mir, wir mögen in diesem Haus keine Fremde. Ohne Abschied schlürfte sie hinaus.

Die Mutter wollte ihr Baby nicht behalten. Im Fernsehen hatte ich gesehen, dass Mütter manchmal ihre Kinder verstießen, sogar umbrachten. Aber mitunter gelang es den Tierpflegern im Zoo, die Kleinen mit der Flasche großzuziehen. Von Rübezahl wusste ich, dass die alten Griechen kranke oder missgestaltete Säuglinge getötet haben. Das Baby sah zwar mitgenommen aus und erschien mir ein besonders hässliches Exemplar zu sein. Doch es war alles an ihm, wo es sein sollte. Ich hatte dem Kleinen in die Welt geholfen. Die Frau hatte es in meinen Armen verlassen. Wenn du verantwortlich bist, dann musst du dich kümmern. So ist das.

Also steckte ich es unter meine Jacke, damit es nicht fror. Niemand auf der Welt sollte leiden. Mein Pocheherz und meinen Warmbauch zu spüren, tat ihm gut, denn es jammerte nicht mehr. Nur wusste ich nicht, was ich mit ihm anstellen sollte. Im Krankenhaus würden die Ärzte mir

Fragen stellen, wissen wollen, wer ich bin. Bestimmt auch die Polizei rufen, die aus mir herauslocken würde, wer die Mutter war, damit sie die Frau verhaften konnte. Da steckte ich in einer Zwickmühle. Ich entwarf auf die Schnelle einen Plan.

Ich machte mich auf zum Koloss, der wie ein Walfisch im endlosen Ozean wirkt. Ich hielt Knautschgesicht im Wiegeschritt mit meinen Armen umfassen. Während sein kleiner Körper bei mir Schutz suchte, schmuggelte ich ihn an der Pförtnerin vorbei ins Krankenhaus. In der Eingangshalle, dem gewaltigen Rachen, bestieg ich einen Fahrstuhl, dessen oberste Zahlennummer leuchtete und legte Knautschgesicht ab. Wir schwebten nach oben. Einem Baby kann man nicht erklären, dass es auf der Straße nicht leben kann. Seine Babyaugen staunten mich an, direkt ins Herz. Fast hätte ich ihn wieder an mich gedrückt. Keine gute Idee. Ich musste mich beeilen. Sekunden für ein Lebewohl. Erst vor wenigen Atemzügen war er geboren worden und wurde bereits zum zweiten Mal verlassen. Sein Anblick, so hilflos und verletzlich. Ein Felsbrockengefühl ist es, wenn du das richtige tust, aber dich dennoch schuldig fühlst.

Der Fahrstuhl ruckelte und pingte. Ohne mich umzudrehen, stieg ich bei der vorletzten Zahl aus und hastete die Treppe runter. Unten angekommen, überprüfte ich, ob alles geklappt hatte und tatschete auf den Fahrstuhlknopf. Ich wartete, dann öffnete sich der Fahrstuhl und er war leer. Knautschgesicht war gefunden worden. Eine Ärztin würde ihn untersuchen und eine Krankenschwester würde ihn versorgen.

Plötzlich traf mich ein Gedankensplitter. Es könnte auch ein Monster gewesen sein, das ihn gefunden hatte, und ein Bruchteil später bombardierten mich Gruselgestalten, die in einem Krankenhaus wohlmöglich buckelten und hinkten, rasselten und stöhnten. Unter ihnen war ein Irrer, der nach einer Blindarmoperation seine Narbe nicht mochte und seine Axt schwang. Knautschgesicht baumelte an seinem Gürtel und war ihm ausgeliefert. So einen Kleinen sparte er sich als Fingerübung für zwischendurch auf. Könnte doch sein. Unwahrscheinlich. Aber wer weiß.

Ich rannte die Treppe hoch und überpurzelte, wie ich Knautschgesicht befreien könnte. An die Schädelaxt dachte ich lieber nicht und auch nicht an das Grummelgefühl in meinem Magen. Meine

Beine. Genau, meine Beine waren Supersprinter. Den Axtmörder würde ich überrumpeln. Ich würde mir Knautschgesicht schnappen und in Sauseschritten davonzischen. Der Axtmörder würde brüllen und seine Glibberfratze thermometerrot anlaufen und das Spiegeleiweiß seiner Augenkugeln hervorrollen. Er würde uns einfangen wollen, doch sein Klumpfuß würde daneben treten, straucheln und fallen. Plump, plump, plump die Stufen hinab und zack sein Bauch in die Axt. Hurra und Aus.

Im Vorraum traf ich auf einen Ficus und einen Rattanstuhl, die zwei vertrockneten alten Herren mit Raucherhusten ähnelten. Ich konnte aufatmen. Nichts von Schrecken war geschehen, denn sonst hätten die alten Herren gewispert und gezwispelt. Ich spähte durch die Glastür der Station. Niemand befand sich auf dem Flur. Ich rüttelte an der Tür, doch sie war verschlossen.

Schließlich rannte ich wieder runter und sah auf der Tafel im Eingangsbereich nach, wo die Säuglingsstation war. Die Zeit drängte mich. Wahrscheinlich hatten die Krankenschwestern bereits die Polizei wegen des Findelkindes alarmiert. Während ich in den nächsten Trakt eilte, verlor ich in dem Labyrinth den Überblick und ärgerte mich darüber, dass ich nie Krankenhäuser besichtigt hatte. Schief ich doch als kleines Mädchen häufig in diesen Bauklötzen. In den Nächten des einsamen Fiebers. Ich hätte mehr über sie wissen müssen, also nahm ich mir vor, diese Lücke in jeder Stadt zu füllen. Für den nächsten Notfall würde ich mich wappnen. Als Archäologin würde ich die Labyrinth aus Irrgängen, Kellergewölben und Treppenhäusern erkunden und sie mir einprägen.

Endlich erreichte ich die Säuglingsstation. Ich streckte bereits meine Hand aus, als einer der Fahrstühle stoppte. Ich drehte mich um und entgegen kam mir eine Krankenschwester mit einem Baby auf dem Arm. Es war in eine Decke gewickelt. Knautschgesicht. So ruhig wie möglich ging ich an ihnen vorbei. Noch ein letzter Blick und ein Geschenk von mir für ihn. Meine Lippen formten ein Wort. Gargoyle. Ein starker Name für einen schönhässlichen Jungen. Unsere Wege trennten sich. Für immer glaubte ich.

In dieser Nacht suchte ich den Vollmond auf, meinen alten Gefährten, der über der Brücke am Fluss wanderte und fragte mich, wie es dem kleinen Gargoyle ergehen würde. Ich wünschte ihm eine Mutter,

die froh ist, dass es ihn gibt, die ihm einen Schal umbindet, wenn es draußen schneit, die ihm einen Kuss gibt, weil sie ihn lieb hat. Und ich hielt Zwiesprache mit dem Mond, der besser auf ihn Acht geben sollte, als er das bei der kleinen Rosalie getan hatte. Der Himmelsläufer versprach, ihn günstig zu bescheiden. Gargoyle war ein Glückskind. Davon konnte ich mich später überzeugen.

Ich schlenderte durch eine Siedlung. In der sich die Häuser, durch Grünflächen getrennt, aufreichten. Ruhige Straßen, Blumenkästen auf den Balkons, Vogelgezwitscher in den Baumkronen. Ein Sandplatz war eingezäunt, auf dem zwei Fußballtore hingestellt worden waren. Eine Gruppe Kinder spielte. Ihre nackten Beinchen in den kurzen Hosen flitzen einem Ball hinterher.

Dann sah ich ihn, das kleine Pummelchen, das mit erhitzten Apfelbäckchen über den Platz stürmte. Sein schweißfeuchtes Karamellbonbonhaar glänzte im Licht. Er schoss aufs Tor, verlor sein Gleichgewicht und landete auf dem Hosenboden. Ich erschrak mich, dachte, er hätte sich wehgetan, doch der Kleine sprang sogleich wieder auf, grinste über das ganze Gesicht und unsere Blicke trafen sich.

Er hatte die Augen einer Babyrobbe. Er war perfekt und wunderbar. Ich zweifelte nicht, wer er war, da war ich mir schattenlos gewiss. Das Knautschgesicht war gewachsen und gediehen. Alles war richtig. Es hätte ein Stück von mir gekostet, wenn er ein Elendsleben geführt hätte, wenn er in Verlorenheit aufgewachsen wäre. Sein Anblick verriet mir, dass er geliebt wurde. Pollenleichtes Glücksgefühl berieselte mich. Ich lächelte.

Ein Lächeln, das in mir wie eine Sonnenblume spross. Aus tiefstem Grunde trieb, durch mich emporstrebte, und dann erblühte. Der kleine Gargoyle kam zu mir an den Zaun. Er blinzelte gegen das Sonnenlicht. Bist du ein Engel?, erklang sein Stimmchen. Ich hockte mich hin, griff in die Maschen. Sein kleines Händchen legte er auf meine Finger, als wollte er überprüfen, ob ich echt war. Ich bin Rosalie, sagte ich zu ihm, ich war bei dir, als du geboren worden bist und ich gab dir deinen geheimen Namen, willst du ihn wissen?

Er nickte eifrig und legte sein Ohr an meinen Mund. Ich flüsterte seinen Namen. Ein Geheimnis, das wir teilten. Dann sah er mich an, fast

berührten sich unsere Nasenspitzen. Wir waren uns vertraut, als wären wir nie getrennt gewesen.

Ich spürte in mir den Drang, ihn an die Hand und in die Welt mit zu nehmen. Aber ich durfte es nicht, denn der kleine Gargoyle gehörte zu seiner Familie. Wenn eine liebt, dann sehnt sie sich und es ist egal, ob es dich langsam wie der Wuchs der Bäume oder heftig wie das Blatt im Sturm erwischt. Doch was du liebst, das kann zerstört werden.

Kleiner Schatz, sagte ich, wir werden uns wieder sehen. Ich löste mich von seinem Händchen. Er winkte, ein verschmitzter Lausebengel, und dann lief er zu seinen Freunden. Gleich einer Distel stach es mich. Scheiden tut weh, aber es sollte nicht für immer sein. Ich nahm eine handvoll Sand und stopfte ihn in meine Jackentasche.

Das ist so eine Sache mit dem Leben. Wenn du es mit einem anderen verknüpfst, dann gibt es einen Knoten in deinem Lebensnetz. An der gleichen Stelle wie im Leben des anderen. Das ergibt ein Muster, manchmal schön, manchmal misslungen. Sie und ich haben einen Knoten. Einen Kreuzknoten. Das ist gut.

Aber es gibt auch Verbindungen, die sind gefährlich und können von Knoten über Knoten in ein weit entferntes Leben reichen. Ein wirres Muster, das man nicht auf Anhieb entdeckt. Die Tochter des Mörders hätte niemals das Muster erkennen können, das zu ihrem Tod führen sollte, einen Knotenpunkt, der vor vielen Jahren den Weg zu ihr eröffnete. Das ist eine traurige Geschichte.

Mir wird Schauerhaftes bewusst, da ich diese Sätze schreibe. Ich hatte bisher nie an eine solche Möglichkeit gedacht, wie dumm von mir. Durch mich besteht eine Verbindung zwischen dem Alligator und dem kleinen Gargoyle. Mir wird heiß und bange.

Der kleine Gargoyle würde den Mörder anlächeln, einmal an seinem Schnurrbart ziehen wollen und nichts Böses ahnen. Er würde den Alligator nicht erkennen, sein hungriges Maul, und dann schnappt der Alligator zu und es ist um den Kleinen geschehen. Nein, an so was will ich nicht denken, so was darf nicht sein.

Ich wünschte ein Doppeldeckerbus würde den Alligator überfahren und gleich danach eine Dampfwalze. Flunderplatt wäre er. Auto um Auto würde über ihn rollen bis er nur noch ein Fettfleck auf dem Asphalt



wäre. Die Sonne würde diesen Fleck ausbleichen und nichts würde mehr an den Mörder erinnern. Die Welt hätte ihn für immer ausradiert.

Aber wenn man einen Bus braucht, dann kommt er meistens nicht. Der Mörder wird weiter leben und Übles anrichten. Niemand hat ihn bisher gestoppt. Ich darf mir das nicht weiter ausmalen, das darf niemals geschehen.

Wissen Sie, es gibt auch hilfreiche Knotenverbindungen. Die Hexe aus Zelle 36 habe ich erkannt, weil ich meiner ersten Hexe als Kind begegnet bin. Dadurch habe ich ein Gespür dafür. Somit kann ich der Hexe im Gefängnis beistehen.

Heute habe ich sie erneut besucht. Ich setzte mich in den Schneidersitz, diesmal näher ran, so mutig war ich inzwischen. Ihre geschlossenen Lider zuckten nicht, ihr Gesicht entspannte. Sie wirkte einen Hauch belebter, fester, dichter.

Der Kranken wollte ich einen Strauß aus bunten Tönen schenken, um ihr Gemüt zu erheitern. Wenn zwei Menschen nicht dieselbe Sprache beherrschen, dann können Lieder sie dennoch berühren. Ich beschwor die Kraft des Gesangs herauf.

Das hatte ich bereits schon einmal getan. Ich hatte mich auf einem Streifzug in einem Krankenhaus befunden. Als ich auf den Balkon trat, bemerkte ich es zunächst gar nicht, das uralte Mädchen im Rüschemnachthemd. Es saß auf einem Plastikstuhl, sein Flaumhaar stand vom Kopf ab. Vielleicht war es neunzig oder sogar hundert. Ein kleines, zierliches Persönchen war es.

A schiener Traam, sagte es und schwieg. Ich mochte seinen Dialekt, hörte sich gemütlich an, wobei ich mir nicht sicher war, ob es zu mir gesprochen hatte. Ich wollte mich auf Zehenspitzen davonschleichen. Wo man singt, da lass dich ruhig nieder, sagte es und ich fuhr fort, böse Menschen haben keine Lieder. Rübezahl hatte den Spruch oft zitiert.

Der Blick des uralten Mädchens ruhte auf mir. Ich konnte mich dem Leuchten nicht entziehen, wollte nicht schuld sein, dass es erlosch. Die Strophe verließ meinen Mund bevor mir klar wurde, was ich tat. Ich sang und sie sang mit mir. Wir schwelgten in ihren Erinnerungen. Es war einmal. Ich sah wie der Gesang das junge Mädchen in ihr erweckte.

Da war das Mädchen, eingemummelt in Schal, Wollmütze und Fäustlingen, und baute einen Schneemann mit den Brüdern. Ein lustiger Gesell mit Karottennase und Kohleaugen. Die Mutter rief die Kinder in die warme Stube, wo Milch und Pfefferkuchen auf sie warteten. Der Vater holte das Akkordeon hervor.

Wir, das Mädchen und ich, wir tanzten den Reigen voran.

Bei der Hexe dachte ich an vielerlei wundersame Begebenheiten, damit sie zu ihr gelangen konnten. Schwingungen von mir zu ihr, Botschaften von mir zu ihr. Die Luft trug sie zur Hexe. Sie sollte sich an den schönen Seiten des Lebens stärken.

Ich nahm die Hexe mit in den Wald, wo der Rauschewind ins Geäst fuhr und die Bäume sich dem Tanze hingaben, wo sie sich, Arme in den Himmel gereckt, unter Säuseln und Knarzen im Takt wiegten.

Ich nahm die Hexe mit auf die Berge, den versteinerten Riesen, die uns einluden, Enzian und Anemone zu beschnuppern, in glasklare Seen zu tauchen und von den Gipfeln zu fliegen.

Ich nahm die Hexe mit auf den Jahrmarkt, wo Feuerspucker, Drehorgelspieler und die Stärkste Frau des Universums uns begrüßten, wo Flohzirkus, Zuckerwatte und Wunderelixiere uns verzauberten.

Lied um Lied träufelte ich ihr Lebensgeist und Zuversicht ein. Die Hexe begann mitzusummen. Wir waren verbunden in Schall und Traum. Die Schwäche lockerte ihren Klammergriff. Was immer ihr Menschen angetan hatten, sie war nicht alleine. Ihr Kummer war nicht mächtiger als wir. Der Anfang war getan.

Nun braucht sie Zeit, bis sie wieder die ist, die sie einst war. Sie ist noch nicht so weit, noch ist sie verletzbar. Aber wenn sie erst einmal wieder sie selbst ist, dann haben ihre Feinde nichts zu lachen. Sie wird Vergeltung üben, daran zweifle ich nicht, schließlich ist sie eine Hexe und keine Fee. Es wird so kommen, das ist gewiss. Da möchte ich nicht dabei sein, wenn es geschieht. Doch nach dem Orkan wird es Stille geben, denn Hexen sind keine bösen Menschen, sie sind bloß besondere Menschen.

Ein besonderer Mensch muss keine Hexe sein, er kann auch eine Hure sein. Einen Knoten gibt es bei mir, der führt zu Claire. Sie stand

Stunde um Stunde, bei Hitze und bei Kälte an der Straße, die ins brache Land führte, und wartete auf Freier. So heißen Männer, die Sex kaufen und ohne Ehre und Würde sind. Bereits der Gedanke an sie lässt meine Haut jucken, als würde ätzendes Getier auf mir krabbeln. Fressen Sie niemals einen Freier, wer weiß, was für Dreck in dem Kadaver steckt.

Claire lernte ich kennen, als ich durch die Bauwüste spazierte. Wildland und Ruinen hinter einem maroden Lattenzaun. Ein verwunschener Ort im Schlummerlicht, verborgen bei Strahlelicht, auffindbar nur, wenn man sich verirrt. Zwischen Rostblechen und Steinschutt blühten Blumen. Manche stachelig und störrisch, andere zart und schlank.

Eine Maus flitzte an mir vorbei. Ein Brummer mit grünmetallic schimmernden Flügeln flog auf mich zu und begleitete mich. Es war als würden die Bewohner mich begutachten. Sollten sie doch. Ich streckte ihnen die Zunge raus. Prompt stieß ich mich an einen Stein. Ich hob ihn auf und da war es vorbei mit seiner Vorwitzigkeit.

Grau war er, als könne er sich so vor mir verstecken. Ich verriech Spucke auf ihn. Er glänzte schwarz und seine weißen Lebensadern fein wie Haarrisse traten hervor. Hab ich dich, du Frechdachs. Ich überlegte mir, dass er mich angeschubst hatte, weil er endlich an eine andere Stelle gesetzt werden wollte.

Also schaute ich mich um, wo es ihm gefallen könnte. Da kehrte der Brummer zurück, vollführte einige Manöver und dann folgte ich ihm bis er sich auf eine Blume niederließ. Der Stein wollte unter der Blüte liegen. Es fühlte sich richtig an. Der Käfer hatte nun seine beiden Freunde bei sich. Drei Freunde, die den Sommer genießen wollten, denn für die Blume und den Käfer würde es nur einen Sommer geben. Eine traurige Geschichte, doch für diesen Tag eine Geschichte mit gutem Ende. Wir waren alle zufrieden. Ich drehte mich um und da sah ich sie.

Ihr Rücken war mir zugewandt und daher konnte ich sie ungestört betrachten, denn Menschen mögen es nicht, wenn man sie anstarrt. Sie war Mousse au Chocolat. Ihr Zöpfchenhaar war ein Kunstwerk. Ihr Rücken steckte in einem Netzhemd. Ihr Popo war bedeckt von einem Minirock, der in Quietschentenfarbe leuchtete. Ihre Beine steckten in Lackstiefeln. Erstaunlich an ihr aber war, dass sie im Stehen gegen die

Latten pinkelte. Das fand ich interessant, auch praktisch. Als sie fertig war, zog sie den Rock vorne runter und ertappte mich. Sie kam auf mich zu. Fünf, meinte sie, wobei sie Daumen und Zeigefinger aneinander rieb. Ich wusste nicht, was sie von mir wollte, doch dann begriff ich. Sie wies erst auf sich und dann auf den Zaun. Sie wollte bezahlt werden und zwar dafür, dass ich ihr zugesehen hatte. Ich war verblüfft und zeigte ihr meine leeren Handflächen.

Ihrerseits prüfte sie mich von Kopf bis Fuß. Deutsch, du?, fragte sie. Ich nickte. Ihrer Stimme enthielt eine Prise Erdbeere und einen Spritzer Milch. Du reden, forderte sie mich auf. Also stellte ich mich ihr vor. Rosalie, der Name entlockte ihr ein sanftes Lächeln.

Die Sonne im Gewand aus Pink rückte immer näher herab. Nur die Schattenaugen erreichte das Licht nicht. Sie strich mir übers Haar und übers Gesicht. Du süß, sagte sie. Ihre Nähe beschwipste mich wie ein Glas Sekt, denn die Prickelperlen steigen dir in den Kopf und auf einmal wird dir blubberleicht.

Schöne Worte, flüsterte sie in mein Ohr, flüchtig streiften ihre Lippen mich. Ich spürte sie noch lange und ich gab ihr meine Lieblingsfarbe Purpur. Sie schmeckte das Wort, ließ es auf der Zunge zergehen und schien zu überlegen, woran es sie erinnerte. Purpur, sagte sie und kicherte wie ein kleines Mädchen, das sich an einem eingewickelten Geschenk erfreut, kurz bevor es an der roten Schleife zieht.

Ich wollte ihr noch viele Geschenke bereiten. Perlmutter, Tautropfen, Wackelpudding. Sie naschte, kostete jedes Wort und schluckte allesamt ihren schlanken Hals hinab. Die Aromen kitzelten ihr in der Nase und sie nießte. Sie ließ ihre Hand über ihren Bauch kreisen. Mmhh. Sie umarmte mich und dann tippte sie auf ihre Brust und sagte, Claire. Ich fand, das war der zweitallerbeste Name auf der Welt.

Ihre Pinkelart fiel mir wieder ein und ich fragte sie danach. Ich deutete auf die Stelle am Zaun. Claire lachte und schüttelte den Kopf. Offensichtlich verstand sie nicht, wieso ich danach fragte, fand es aber witzig. Sie nahm mich bei der Hand und führte mich auf die andere Seite des Zauns.

An der Straße standen Huren und ich spürte Widerwillen in mir aufsteigen. Ich wunderte mich aber sogleich, dass ich Claire mochte,

obwohl sie eine Hure war. Irgendwie konnte ich nicht glauben, dass Claire zu ihnen gehörte. Ich wusste es, aber ich begriff es nicht.

Ein Auto rollte die Straße entlang und stoppte vor Claire und mir. Claire ging zu dem Fahrer, zog mich hinter sich her, ließ meine Hand nicht los. Der Mann hatte einen Imbissbudenblick, als prüfe er, aus welchem Grillhähnchen er Haut und Fleisch reißen sollte. Auf der Rückbank befand sich ein Kindersitz. Warum kümmerte er sich nicht um sein Kind, statt bei den Huren herumzukurven? Frauen, die er dafür verachtete, dass sie lieferten, was er bestellte. Ich wollte nicht, dass irgendjemand Claire so ansah und ich schämte mich. Von dieser Sekunde an betrachte ich jeden Freier als Feind. War ich genauso abartig wie der Freier? Ich wünschte, ich hätte den Pornoblick niemals erlernt. Solch eine dunkle Seite in sich zu kennen, ist nicht leicht. Rübezahl meinte einmal, ein Fehler, der zu nichts führe, sei vergeudet. Fehler könnten uns lehren, nicht auf andere herabzusehen, weil wir um unsere eigenen Schwächen wüssten.

Ich will aber auf Freier herabsehen und ich will sie verachten. Ich kann nicht anders, wenn ich daran denke, dass sie Claire anfassen, immer wieder gegen Geld. Claire ekelt sich vor ihren Berührungen, es würgt sie und doch ist es den Freiern egal. Die Götter peinigen die Menschen mit der Arbeit, es bereitet ihnen Vergnügen. Sisyphos musste einen Felsblock auf den Berg wälzen, immerfort, denn der Stein rollte stets kurz vor dem Gipfel wieder hinab. Die Götter lachen sich sicherlich kaputt über ihren Spaß am Quälen, einfach weil sie es können. Für die Huren hatten sie sich eine besondere Schmutzarbeit ersonnen, den Freierdreck.

Die modeldürre Claire beugte sich runter ans Seitenfenster. Und dann hörte ich ihn sprechen. Zu mir. Den Kohleeimer, sagte er, habe ich gestern gefickt, heute knacke ich dich Butterkeks. Seine Worte trafen mich wuchtig. Nach dem Crash musste ich die Wrackteile erst einmal ordnen. Noch nie hatte jemand mich auf diese Weise angesprochen. Ich war keine Hure. Ich ging, wohin ich wollte und ich stand wo ich wollte. Der Freier versuchte zu verhandeln, doch Claire lehnte ab und ich wünschte mir Tauben herbei, die ihm die Augäpfel aushacken sollten. Rucke di pick, rucke di pick, ade blödes Gaffen.

Plötzlich schnellte seine Hand aus dem Fenster. Ein Freier fasste mich an, ein Freier riss an meinen Arm. Das war der reinste Horrorfilm. Ihr Scheißhuren wollt mich verarschen, schrie er. Ohne zu zögern trat Claire gegen das Auto und hinterließ mit ihrem Absatz Kratzer auf dem Lack und dann demolierte sie den Seitenspiegel mit einem Tritt. Claire belegte den Mann mit Flüchen, zumindest hörte es sich danach an und ihre Flüche waren mächtiger als sein Gekeife, denn er verstummte. Der Tölpel würgte seinen Motor ab und brauste im zweiten Anlauf davon. Schmutziger Mann, sagte Claire grimmig.

Offensichtlich befand sie, wir bräuchten eine Stärkung, denn sie kramte aus ihrer Handtasche eine Tüte gekochten Reis und knetete mir eine Kugel. Ich hatte keinen Appetit, doch sie ließ es nicht gelten. Nach ein paar Happen heiterte sich ihre Stimmung auf. Als sei nach einem heftigen, aber kurzen Hagelschauer der Himmel wieder wolkenlos.

Später, wenn ich sie besuchte und ihr schöne Wörter brachte, stellte ich fest, dass sie jeden Tag eine Tüte Reis aß. Wenn eine arbeitet, dann müsste sie davon satt werden können, aber Claire konnte sich nicht mehr leisten, denn wie sie mir einmal verriet, musste sie an ihre Madame Schulden abbezahlen. Für Reisekosten, für Papiere, fürs Waschen, für Ungehorsam, für die Abstellkammer mit Matratze und solcherlei. Fünfundvierzigtausend Euro. Warum nicht gleich Zillionen? Wer bestimmt, dass das so sein muss, dass das gerecht ist?

Wenn ein Armloser Mehl, Butter und Eier hat, dann kann er sie mir geben, damit ich Plätzchen backen kann. Meine Arme rühren, kneten, rollen und stechen den Teig und schieben das Blech in den Ofen. Warum sollte ich vom Backblech nur ein Plätzchen für meine Mühe bekommen und der Armlose den Rest? Nein, wir sollten es teilen, für mich eine Hälfte und für ihn eine Hälfte. Ich könnte ihm auch mehr geben, weil es mich freut, wie lecker ihm die Plätzchen schmecken oder ich könnte denen geben, die nichts zu teilen haben. Es wäre ohne Vernunft, sich mit Plätzchen den Magen zu verderben, nur weil man den anderen nichts gönnt.

In diesem Land gibt es tausende Supermärkte und tausende Regale, voll gestopft mit Allerlei. Manches davon wird in den Müll geworfen, weil es keiner kauft. Sachen, die durchaus gut sind, die ich aus dem

Müllcontainer rettete und zu Claire brachte. Auf dem Ölfass sitzend, das zuvor auf der Wiese hinter dem Zaun gelegen hatte, schaute ich dann zu, wie sie alles herunter schlang und ich dachte, solch ein Hunger könne niemals gestillt werden, mit keinem Essen der Welt.

Als sie einmal einen Freier bedienen musste, wartete ich nicht wie gewohnt auf sie. Ich hielt es nicht aus und spazierte durch die Gegend. Kaum erblickte sie mich bei meiner Rückkehr, da schimpfte sie. Ihre Nasenflügel bebten und sie stupste mich, immer doller, und dann brach sie in Tränen aus. Ich dürfe sie nicht ohne Abschied alleine lassen, denn wer so etwas tue, der komme eines Tages nie mehr zurück.

Damit sie sich beruhigte, wollte ich für sie ein paar Trauben suchen, die aß sie am liebsten. Doch Claire schrie, sie wolle nichts, ich solle bleiben. Sie zeigte mir, wie ernst sie es meinte und steckte sich zwei Finger in den Rachen. Ihr Körper gekrümmt. Eine Hand gegen den Zaun gestützt. Würgte sie, spuckte sie und erbrach die leckeren Sachen, die ich ihr an dem Tag gebracht hatte. Ich legte die Hände an meine Ohren und konnte nur zusehen, wie sie sich quälte. Danach richtete sie sich auf und wischte mit dem Handrücken über ihren Mund. In ihrem Blick lag Triumph.

Hinter mir hupte ein Auto. Ich hasse Hupen, wenn die Freier hupen, als könnten sie sich nicht eine Sekunde gedulden. Claire schritt an mir vorbei. Die Königin kennt keine Eile. Eine Autotür knallte. Ich stand alleine dort, die Hände noch immer an den Ohren gepresste. Nach einer Weile setzte ich mich aufs Fass und wartete auf Claire.

Ich sehnte mir Rübezahl herbei. Er hätte Claire in seine riesenstarken Arme genommen und davon getragen. Zwar hätte sie sich gewehrt, um sich geboxt, doch er hätte sie gehalten, hätte sie fort gebracht, so weit, dass sie niemals zurückgefunden hätte. Rübezahl hätte sie mit einem Wiegenlied besänftigt. In seinen Armen hätte sie geschlafen wie nie zuvor, denn sie wäre in Sicherheit.

In den nächsten Tagen traute ich mich nicht, ihr Essen zu bringen, doch dann entschied ich mich, sie mit Schokolade zu überraschen. Schokolade würde sie nicht ablehnen. Sie brauchte doch Essen, knochig wie sie war. Ich sorgte mich.

Auf dem Parkplatz vor einem Supermarkt stand ein Mädchen neben einem Auto. Im Kofferraum waren Einkaufstüten verstaut, von denen hätte eine Großfamilie eine Woche lang leben können. Das Mädchen hielt eine Tafel Schokolade in der Hand. Ich fragte sie, ob sie einen Riegel für meine Freundin habe, die von einem fernen Kontinent komme, aus Afrika, und allein, ohne Familie, in diesem allzu häufig kalten Land sei und von einer Zauberin gefangen gehalten werde. Einer bösen Zauberin, die sie knechtete und hungern ließ.

Das Mädchen besaß eine mitfühlende Seele. Es blickte auf die Schokolade, dann auf mich und schließlich überreichte es mir die Tafel. Ich griff zu. Da zeterte eine Stimme, wie ich dazu käme, Kinder zu bestehlen. Die Frau bekam putenrote Halsflecken und schimpfte mit ihrer Tochter, sie solle Fremden nichts geben. Ich entfernte mich lieber, sonst hätte mich dieser Giftzwerg noch angesprungen.

Ich ärgerte mich über die Frau. Das Mädchen hatte großzügig sein wollen, weil es verstand und nun hatte es gelernt, dass es falsch gehandelt hätte. Eine ganze Tafel Schokolade für ein Kind. Es würde Bauchweh bekommen. Was für eine Mutter tat das ihrem Kind an? Manche Menschen sollten nicht Mutter werden, so wie die Frau im Waschkeller, die hatte es gewusst und sich richtig entschieden. Ich war enttäuscht, hatte ich doch kurz davor gestanden, dass Claire Essen von mir annimmt.

Ich durchwühlte den Müll von mehreren Supermärkten, aber nicht einen Krümel konnte ich aufspüren. Bei jedem Schritt auf den Wegen suchte ich den Boden nach Geld ab. Vielleicht hatte jemand Münzen verloren. Doch es gab nur Kaugummi und Dreck. Wenn man es mal wirklich braucht, ist auf Geld kein Verlass.

Niedergeschlagen betrat ich einen der Supermärkte und streifte durch die Gänge. Zartbitter, Marzipan, Traube, Nuss, Ingwer, Rum, Champagner, Kokos und vielerlei. In zahlreichen Farben eingepackt, manche bunt, manche in schwarz und gold. Wer sollte das alles vernaschen? Claire wäre bereits mit einem Stück Schokolade zufrieden. Ich schaute mich um, dann nochmals, schnell nach links und rechts, und dann stopfte ich eine Nougattafel unter mein Hemd in den Hosenbund. Ich hielt den Atem an und ging an der Kasse vorbei. Niemand rief, haltet die Diebin. Alles war gut und ich lief zu Claire.



Als ich ankam, war sie nicht an ihrer Stelle. Das hieß, sie arbeitete. Also setzte ich mich mal wieder auf die Tonne und hielt Ausschau nach ihr. Endlich kam sie die Straße runter zu mir. Ich erschrak mich. Ihre Lippe war aufgeplatzt. Ich wollte hinfassen, doch sie drehte ihr Gesicht weg. Nix, nix, sagte sie. Aber ich sah es doch. Manchmal geschah es, dass die Freier mehr weh taten als üblich, weil es ihnen gefiel oder sie nicht zahlen wollten.

Claire war ein tapferer Zinnsoldat, wurde immer wieder in die Schlacht geschickt und der Feind, der schlägt tiefe Wunden in den kleinen Zinnsoldaten. Der Zinnsoldat verschnauft bis zum nächsten Gefecht, erwartet den nächsten Angriff bis er fällt. Mir wurde eisengrau und gallengrün. Mein Bleikopf sank herab und die Tränen zerplatzten im Staub.

Auf einmal packte Claire mich und schüttelte mich. Zorn loderte in ihr auf. Hör auf heulen, grollte sie und stieß mich zurück. Fast wäre ich von der Tonne gefallen. Ich wischte mir die Tränen am Ärmel trocken. Soldaten mögen kein Geweine. Ich versuchte, mich auf meine Schnürsenkel zu konzentrieren.

Da umschlangen mich von hinten zwei Arme. Claires Wange an meiner Wange. Ihre Wärme und ihr Atem auf meiner Haut. Sie öffnete ihre Hand. Ein Marienkäfer, ein hübscher Geselle mit rotem Punktkleid, ruhte auf ihrem Finger. Wir erfreuten uns an ihm und waren einen Moment glücklich. Der Marienkäfer flog in die Höhe und wir wünschten ihm eine gute Reise. Claire gab mir einen Klaps und ich sprang von der Tonne.

Sie setzte sich auf meinen Platz. Das tat sie immer wie eine Lady und sie beobachtete immer genau, ob ich auch hinschaute. Aber ich fand sie sowieso majestätenschön, egal wie vornehm sie saß. Sie zückte aus ihrer Handtasche ein Jesusbild. Das tat sie häufig, um ihn zu küssen, denn sie war verliebt in diesen Mann.

Jesus hatte Saphiraugen und langes, blondes Haar und wäre der Bart nicht gewesen, hätte man ihn für eine Frau halten können. Auf seinem Kleid prangte ein Kitschherz. So eines wie auf Glanzbildern fürs Poesiealbum. Seins aber hatte ein Stachelband und oben zündelten

Flammen. Ziemlich gruselig, aber Claire seufzte, wenn ihre Lippen seinen Mund berührten. Wenn sie einmal einen Sohn bekommen würde, dann wollte sie ihn Jesus nennen. Ich würde nicht wie der Gott heißen wollen, denn Jesus ist der Gott aus alten Zeiten, der die Erstgeborenen in Ägypten erschlagen hat. Erinnern Sie sich? Jahrhunderte danach hat er seine Mutter geschwängert, um als Mensch geboren zu werden. Komische Familie, aber in Familien geschehen merkwürdige Dinge. Ich habe stets mit Claire darüber geredet, wie schlecht diese Idee mit dem Namen war, doch wir konnten uns nie einigen.

Mutterseelenallein ist das traurigste Wort auf der Welt. Sicherlich wollte Jesus deshalb von einer Frau geboren werden, sonst hätte er sich wie bei Adam und Eva einen Körper aus Erde töpfern können. Er wollte eine Mutter, an die er sich schmiegen, an deren Brust er liegen konnte. Als Mensch wurde Jesus von seiner Mutter geliebt, daher predigte er von Liebe und hat keinen mehr getötet. Danke, Maria. Doch seine Gier nach Verehrung blieb, denn Jesus sagt in dem dicken Buch, wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig, und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig. Solch einen Unsinn können auch nur Götter von sich geben, als ob irgendjemand seinen Gefühlen befehlen könnte. Und dann redet er von der Hölle, um den Menschen ihre Strafe in Aussicht zu stellen, wenn sie nicht an ihn glaubten. Ich liebte meine Mama mehr als alles andere, was scherte uns ein Gott von Millionen Göttern. Aber ich musste zugeben, auf dem Bild sah er schön aus.

Dieses Mal küsste Claire Jesus nicht und auch ihre Augen leuchteten nicht. Ihre Seidenwimpern verwandelten sich in einen Trauerschleier. Doch dann ballte sie eine Faust.

Zeige deine Fuß, forderte sie mich auf. Da ich es nicht mochte, wenn sie in solch einer Stimmung war, tat ich ihr den Gefallen und zog Schuh und Strumpf aus. Sie inspizierte meinen Fuß. Es zuckte um ihren Mund. War sie von ihm enttäuscht? Ich wusste nicht, was sie erwartet hatte.

Nach kurzer Stille fiel ich in Ungnade. Claire empörte sich darüber, dass ich kleine Füße hatte und nicht auf sie Acht gab, in diesen klobigen Schuhen auf ihnen rumtrampeln, sie malträtiert werden würde. Das sei eine Schande. Sie beschimpfte ihre eigenen Füße als grässlich groß. Wenn sie

erst einmal einen Haufen Geld besäße, dann würde sie elegante Füße kaufen. Mit Geld könne man alles kaufen. Ärzte könnten einem alles annähen. Sie würde nur die besten und teuersten Füße nehmen. Sie müssten von einer Dame sein, die sie pflegt und hegt und parfümiert. Dann würde sie auf einem Kanapee liegen, ihre Fußnägel lackieren, Gäste empfangen und alle würden sie für ihre Füße bewundern.

Schnell zog ich Strumpf und Schuh über. Ich wollte nicht, dass sie sich weiter aufregte. Als ich aufblickte, lief Blut aus ihrer Nase. Sie bemerkte es nicht einmal. Wenn ich doch ein Stofftaschentuch gehabt hätte. Am besten eines mit Monogramm, das hätte sie aufgemuntert. So konnte ich nur mit dem Ärmel meines Hemdes behutsam das Blut abtupfen. Es ist schwierig, eine Freundin leiden zu sehen. Deswegen ist es leichter, keine zu haben, denn dann ist man selbst nicht so traurig.

Claire flüsterte, Jesus würde mir alles geben, ihr nichts, er würde sie hassen. Sie zerteilte sein Bild mit einem endlos langsamen Ratsch, als ob dieser Akt ihr alle Kraft rauben würde und ließ sie die Papierstücke hinabfallen.

Ich verstand nicht, warum Claire sich amputieren lassen wollte. Aschenputtels Schwestern war es mit dem Füßekleinermachen schlecht ergangen. Die zwei wollten in einen zierlichen Schuh hineinpassen, damit ein Königssohn sie heiratet und daher schnitt die eine sich den großen Zeh und die andere Schwester sich die Ferse ab. Am Ende wurden sie nicht Königin und konnten mit ihren verstümmelten Füßen nie wieder gehen wie zuvor. Das war wirklich ein bescheuerter Einfall gewesen. Jedes Mädchen braucht seine Füße, sonst kann es nicht weg laufen, denn manchmal muss eine fliehen vor Blaubart, Biest und Ungetüm.

Aber Moment mal, durchzuckte es mich. Ich holte die in Gold eingewickelte Schokolade hervor und bot sie Claire dar. Eine Dame wie du, sagte ich, braucht Füße von Format, damit sie Grobiane, die sich nicht zu benehmen wissen, in die Schranken weisen kann. So hast du mich gerettet.

Sie lächelte mich an und ich war froh. Sie brach ein Quadrat von der Tafel ab, spreizte den kleinen Finger und kostete einen Bissen. Welch ein Genuss spiegelte sich auf ihrem Gesicht. Sie beugte sich vor und küsste

mich gleich eines Schmetterlingsschlags. Es war doch gar nicht so schlecht, eine Freundin zu haben.

Sie holte aus ihrer Tasche die Cafékarte. Das war ein Wunschtraum von ihr. Einmal ein Café in Paris, ihrer Lieblingsstadt, zu besitzen. Dann würde sie den Schmutz hinter sich lassen. Zärtlich strich sie über die Postkarte und verlor sich in diese andere Welt, in die ich sie gerne begleitet hätte. Ich mochte es gar nicht, wenn sie mich vor der Tonne alleine zurück ließ und mir unerreichbar erschien.

Oh, sagte ich zu ihr, du servierst gerade Florimond einen Café au lait. Er ist verliebt in dich, er errötet, aber er würde es nie wagen, es dir zu gestehen.

Oh, der liebe Florimond, sagte Claire, großer, lieber Junge.

Ich war zu Claire durchgedrungen und spann den Gesichtsfaden weiter. Florimond blätterte in seinem Münzkatalog. Claire warf einen Blick darauf und ihr Interesse beglückte ihn.

Claires Café befand sich in einer kleinen, kopfsteingepflasterten Allee. Unter dem Kastanienbaum gab es zwei Tische und Stühle und hinten in dem Gärtchen duftete es nach Flieder, Lavendel und Rosen. Das gemütliche Café war mit Schiffsdielen ausgelegt. Schwarzweißbilder von Familie und Gästen zierten die Garderobenwand und hinter der Holztheke glänzte Glas, Silber und Porzellan.

Gerade kamen Paulette und Monsieur Hugo nach ihrem täglichen Spaziergang herein und steuerten auf ihren Stammplatz zu. Hugo blickte einmal in die Runde, fand nichts, was ihm missfiel und hüpfte auf seinen Stuhl. Paulette bestellte ein Baisertörtchen. Claire war berühmt für Torten, Kuchen und Gebäck. Monsieur Hugo miaute, fürchtete er doch, zu kurz zu kommen. Sogleich schüttete Claire Sahne auf eine Untertasse und überreichte sie ihrer Tochter Sofie.

Mein Kind, sagte Claire zu mir, hübsch und klug? Selbstverständlich war Sofie ein bezauberndes Kind und furchtbar gescheit. Mit ihren drei Jahren half sie der lieben Maman im Café. Sie balancierte die Untertasse zu Hugo, der seine Patschepfoten auf den Tisch legte und sich mit der Zunge übers Maul leckte. So mochte er es. Nicht einmal hatte sie gekleckert. Sofie setzte sich zu ihnen, denn sie schwatzten gerne ein Weilchen. Da erschien Valentin, Claires Ehemann.

Mein Mann, sagte Claire zu mir, und klatschte in die Hände. Valentin war ein Feuerwehrmann, der bereits dutzende Menschen und Tiere gerettet hatte. Er schloss zuerst Sofie in die Arme und dann küsste er seine Frau. Er war der beste Küsser von Paris.

Oh, la, la, sagte Claire zu mir und strahlte mich an. Hat er Himmelaugen? Ich nickte. Wie du, sagte sie und lächelte. Haare wie du? Ja. Haut wie du? Ja. Liebt er mich, sag es, liebt er mich? Er liebt dich. Nein, nein, nein Rosalie, sag es richtig. Ihre Stimme überschlug sich fast. Mein Hals wurde trocken und ich musste schlucken. Ich liebe dich, Claire.

Claire und ich verbrachten vergnügliche Zeiten im Café. Bis zu dem Tag, als ich sie aufforderte, die Freier hinter sich zu lassen und mit mir nach Paris aufzubrechen. Es gab mehr als diese Straße, die für sie nirgends hin führte. Doch sie erschrak, als hätte ich sie gebeten vom Rand der Welt zu springen. Sie wollte bleiben in dieser Schübigkeit, in dieser Freierherrlichkeit. Dabei hätte ich sie überall hingeführt. Ich wäre ihr sogar überall hin gefolgt. Claire wollte nichts von unserer Reise hören und mir war, als versenke sich ein glühendheißer Schürhaken in mein Inneres.

Aus Schmerzeszorn sagte ich ihr, das Café sei abgebrannt. Das Feuer hätte alles vernichtet und nur Asche übrig gelassen. Auch ihr Feuerwehrmann sei verloren in der Asche, weil er ihren Traum hatte retten wollen. Claire sah mich bestürzt an. Sie legte ihre Hand auf meinen Mund. Sch, sch, sch, flehte sie, doch ich riss den Kopf zur Seite. Ich schrie sie an, ich gehe ohne dich nach Paris. Für Sekunden wurde ihr Gesicht eine Holzmaske. Sie zerrte mich mit sich hinter den Zaun, runter in die Hocke. Als könnten wir, versteckt vor der Welt, in einem Erdloch verschwinden. Ängstlich sah sie sich um, dann flüsterte sie mir ihr Geheimnis und ich staunte.

Claire hatte in ihrer Heimat einen Schwur geleistet. Einen mächtigen Schwur, den ihr ein Priester abverlangt hatte. Erst musste sie aus einem Becher trinken, wovon ihr vor Augen schwummerte. Dann musste sie einen Faustpfand von sich geben, Haar, Fingernägel, Slip und schwören, ihre Schulden zu bezahlen und niemals die Menschen zu verraten, die

ihr bei der Reise in die Fremde halfen. In ihrer Trance ritzte der Priester mit einer Rasierklinge Stirn und Hand und streute Voodoopulver hinein. Läufst du weg, musst du sterben, hatte er ihr verkündigt. Und damit war sie gefangen, ohne Ketten, ohne Aufpasser, denn sie war felsenfest von dem Priester überzeugt, da sie einmal ein Mädchen kannte, das einen Schwur gebrochen hatte und alsbald verrückt geworden war.

Ich spürte ihre Furcht wie ein elektrisches Flirren in der Luft. Dieses Flirren, wenn du zwischen Starkstrommasten gerätst, und sollte es sich entladen, dich deines Herzschlags beraubt. Claire legte meine Hand auf ihre Brust, unter der es zitterte wie ein Vögelchen. Ich war verwirrt, dass sie einem Priester solche Macht schenkte. Ich schlug ihr vor, sie vom Schwur zu befreien, denn Wörter hatte ich mannigfaltig, kräftige und hilfreiche. Des Priesters Mund war eine Jauchegrube Seine Zunge ein Eiterbeutel und sein Herz ein Nest für Gewürm. Psssst, flüsterte Claire und ihr Gesicht wurde zu einer Totenmaske.

Sie stöckelte zurück. Ein Auto fuhr heran. Der Geizfreier sah aus wie ein Student. Er wollte bloß fünf Euro zahlen. Claire lehnte nicht ab, verhandelte nicht. Der Student stieg aus und die beiden verschwanden in dem Hain auf der anderen Straßenseite, der als Grabstätte für Fernseher, Autoreifen und Unrat diente. Ich konnte es nicht verhindern, ich konnte nur warten.

Als der Freier zu seiner Schrottkiste eilte, grinste er mich an. Ein Grinsen, das am besten durch Feuer aus dem Gesicht gewischt wird. Ein Gesicht, das gleich einer Wachskerze zu Klumpatsch verschmelzen und seine Hässlichkeit offenbaren würde. Ein Feuer, das ihn fressen würde. Seine Haare, damit er nie wieder den Meereswind fangen konnte. Seine Augen, damit er nie wieder den Sonnenaufgang erblicken konnte. Seine Haut, damit er nie wieder eine Streichelhand spüren konnte. Ich stellte mir vor, wie Flammen am Auto züngelten und dann unter dem Boden hervorkrochen. Uргewaltig schossen sie hoch, explodierten zu einem Feuerball und ich spürte die Hitze auf meinem Gesicht.

Claire fühlte meine Stirn und sah besorgt aus. Komm mit mir nach Paris, sagte ich. All mein Hoffen und Sehnen schnürte ich in diese Worte. Claire stampfte mit dem Fuß auf, non, non, non. Komm, brachte ich noch einmal hervor und diesmal wandte sie sich von mir ab und stellte sich an die Bordsteinkante. Ihr Rücken und ihr Schweigen wiesen mich

zurück. Ich weiß nicht, ob es zwei oder drei Stunden waren, die wir nah und doch getrennt voneinander waren.

Das nächste Auto kam. Eine Tür schlug zu. Ein Motor brummte. Räder rollten. Fort von mir. Im Heckfenster tauchte Claires Gesicht auf. Ihre Mundwinkel rutschten nach oben, ihre Zähne blitzten auf, ihre Augen weiteten sich. Eine Clownsmaske. Ein Blinzeln und dann erstarb ihr Spiel. Claires Schattenaugen waren ganz allein. Der Sommer war vorbei. Ich setzte meinen Fuß in die Richtung, die mich von ihr entfernte. In die Richtung Paris ohne Claire.

Jemanden zu verlieren, ist schlimm, aber manchmal verliert man jemanden und ist auch ein Stück froh. Für ihn. Denn zu Rübezahl führt nur noch ein loser Faden.

Es war die Wanderzeit gewesen. Rübezahl lupfte zum Gruß seinen Hut und lud mich ein, ihn ein letztes Mal zu begleiten. Ich müsse ihm eine Gunst erweisen und er hoffe, er verlange nichts über die Maßen. Das Schicksal habe ihm manch Trank gereicht, einige arg bitter, andere lieblich. Immer habe er sie bis zur Neige getrunken. Doch ohne Gesang sei er ein Vertriebener im Hades. Ein Kontrabass ohne Saiten.

Ich rätselte darüber, was Rübezahl von mir wollte, da es alles sehr ernst klang. Er kraulte seinen Bart. Und dann erzählte er mir von der Ärztin im Krankenhaus. Kehlkopfkrebs. Das war die Diagnose. Er würde seine Stimme einbüßen. Ohne seine Lieder, ohne seine Reden konnte ich ihn mir gar nicht vorstellen.

Ich könne seine Bitte ablehnen, meinte er, aber er hoffe, ich würde in dieser Nacht an seiner Seite bleiben, solange bis der Lebenshauch aus ihm entwichen sei. Whiskey sei in seinem Rucksack und Pillen, die er schlucken wolle.

Auf keinen Fall konnte ich ablehnen, das wäre grausam gewesen und auch respektlos. Es war ihm wichtig, dass nicht irgendwer neben ihm saß, sondern ich. Ich mochte Rübezahl. Nicht alles an ihm, doch das Wesentliche. Also stimmte ich zu. Ich würde neben ihm wachen und ihm auf den Rest seines Weges beistehen.

Der Tag plätscherte dahin wie ein Bächlein. Wir pflückten Himbeeren, Johannisbeeren und Stachelbeeren und wir erfreuten uns an Siebenstern, Spinnenragwurz und Schlangenknochen. Zwei Freunde Seite an Seite der Dämmerung entgegen. Die Kehlen wurden rau. Der letzte Ton war gesungen.

Wir sammelten Lagerfeuerholz. Das Feuer knisterte und knackte. Rübezahl überreichte mir sein Messer. Massa sollte mir gehören. Sein Griff fühlte sich an wie geschaffen für mich, als sei es eine Verlängerung von mir. Messer sind scharf und können verletzen, aber bei ihm spürte ich kein Unbehagen. Ich versprach Rübezahl, gut darauf Acht zu geben.

Er nahm ein Röhrchen und spülte den Inhalt mit Whiskey runter. Ein bekömmliches Wässerchen, meinte er und nach seinem letzten Schluck schleuderte er die Flasche im hohen Bogen von sich. Die Flasche überflog die Baumwipfel. Welch eine Kraft in ihm steckte. Er legte sich nieder und betete seine Hände über seinen Bauch.

Es sei ihm eine Ehre, mich kennen gelernt zu haben und er bat mich, für ihn zu beten, wenn er gestorben sei. Noch einmal sah er in den Sternenhimmel und schloss die Augen.

Rübezahl wollte, dass ich für ihn betete. Das hatte ich nicht erwartet. Ich wusste noch nicht einmal zu welchen Göttern. Aber ich wollte ihn nicht fragen. Es war meine Pflicht, zu wachen und nicht zu stören. Komisch, ich hatte nicht gedacht, dass Rübezahl abergläubisch war, aber wahrscheinlich war es für ihn eine schöne Vorstellung. Pure Nostalgie.

Ich beobachtete Rübezahl genau, so intensiv und lange habe ich noch nie jemanden betrachtet. Mir fielen Kleinigkeiten auf, die mir vorher entgangen waren. Etwa der Leberfleck am Hals, direkt unter seinem Ohr. Dort fünf graue Haare in seiner Lockenpracht. Ich versuchte, mir Rübezahl als etwas Totes zu denken. Das klappte aber nicht. Selbst als ich keinerlei Atem bei ihm erkennen konnte. Als Wächterin musste ich darauf achten, dass er wirklich tot war und erst dann durfte ich meinen Posten verlassen. Rübezahl hatte sich verabschiedet und er wollte nicht wiederkehren.

Ich nahm sein Taschentuch und breitete es über sein Gesicht. Nichts rührte sich. Dann zwickte ich seine Nase zu. Sicherheitshalber zählte ich



bis dreihundertundeins, denn solange konnte er niemals die Luft anhalten. Das Zählen beruhigte mich.

Rübezahl sah danach genauso aus wie zuvor, als lebte er noch, als wäre er noch er. Aber es gab ihn nicht mehr. Nie wieder. Das versetzte mir einen Stich, aber schön war es, wie sanft der Tod sein konnte. Menschen starben, weil sie ein Krebs zerfraß, sie in einen Hexler fielen oder zu Tode gefoltert wurden. Rübezahl dagegen hatte seine eigene Wahl treffen können.

Mir blieb nur noch das Gebet übrig. Eigentlich überflüssig, denn jemand der nicht existiert, den kann auch nichts kümmern. Rübezahl hatte mir mal wieder eine Denkaufgabe geben. Für jemandem, der nicht mehr existiert, zu jemanden zu beten, der nie existiert hat, ist Unsinn. Ziemlich großer Blödsinn. Echter Quatsch. Mein Kopf wusste das, aber Rübezahl lag da wie ein Schlafender. Ich brachte es nicht über mich, zu gehen.

Galt noch die Frage zu klären, welche Gottheit ich aussuchen sollte. Shiva, Manitu, Odin. Ich musste auflachen, da hatte ich doch tatsächlich mal gelesen, die Römer hätten einen Gott des Furzes gehabt. Ob das stimmte? Ich wurde abgelenkt, denn eine Mücke stach mich. Schnell verrieb ich Spucke auf die Stelle, damit sie nicht juckte. Spucke ist ein prima Stoff. Das wusste bereits der Titan Prometheus. Er hatte auf Asche gespuckt, sie mit Wasser und Lehm vermischt und daraus Menschen geknetet. Aber Titanen hatte es nie gegeben. Vor den Titanen war Gaia. Auf ihr kniete ich und raste mit hunderttausend Stundenkilometern um die Sonne und gemeinsam düsten wir eine Million Stundenkilometer schnell um den Nabel der Milchstraße.

Aber Gaia versteht keine Menschensprache. Darum dachte ich mir, für elektrische Impulse müsste sie empfänglich sein. Also leckte ich über meine Handflächen und legte sie auf die Erde. Ich war in Kontakt. Der Energiekreislauf war geschlossen, bei einer Batterie ist das ebenso. Könnte klappen, hoffte ich.

Gaia, die sich um das Leben nicht scherte, es aber doch nährte, sollte Rübezahl zurück in sich aufnehmen, damit aus ihm ein Apfelbaum erwachsen konnte. Oder vielleicht ein Rebstock. Noch viel besser wäre ein Singvogel, genau, seine Atome sollten in ein Rotkehlchen wandern.

Immer mehr Gedankenteilchen wirbelten und drehten sich in meinen Kopf, türmten sich zu Himmelsgebilden auf und stürzten zusammen. Das Getöse überwältigte mich, machte mich fast taub. Ich hörte nur noch meinen Atem, als sei er das einzige auf der Welt und dann konnte ich auf einmal nicht mehr wissen, ob es überhaupt mein Atem war, ob ich es war, die ihn hörte. Ich verschwand im Gebet, in Gaias Rauschen.

Ein Schlag brachte mich in null Komma nichts zurück zu mir. Meine Stirn war mit der Erde kollidiert. Das würde eine Beule ergeben. Aber es machte mir nichts aus. Im Gegenteil, ich war mir sicher, Gaia hatte mich verstanden.

Der Morgen brach an und ich freute mich auf den neuen Tag, auf den Weg, den ich zurücklegen würde. Auf all die schönen Dinge, die mir begegnen würden. Ich konnte es gar nicht abwarten, zu starten, denn solange eine gehen kann, sollte sie es tun.

Adieu, Rübezahl. Ich war erleichtert. Ich hatte nicht versagt, war nicht weggerannt wie damals bei Langohr.

Bei Claire war ich nicht erleichtert gewesen. Ich denke oft an sie, aber nicht lange, weil ich sonst zu traurig werde. Ich sitze in dieser Zelle und sie ist eingesperrt in dem Kabuff ohne Fenster. Liegt auf der Matratze hinter der verschlossenen Tür, die sich nur öffnet, wenn ein anderer es will. Kein Licht dringt ein, wenn nicht ein anderer den Schalter drückt. Claire ist gefangen. Verbannt, ausgestoßen von der Welt. Mir wird schlecht.

Sehen Sie am Horizont die Windräder? An denen können Sie sich morgen orientieren. Dort geht es lang bis Sie wieder auf einen Fluss stoßen, der Sie zum Meer führen wird. Aber zunächst einmal können Sie unter der Brücke nächtigen. Ein ruhiges Plätzchen, wohin sich keiner verirrt.

Was soll ich bloß tun? Wissen Sie wie ich mich wehren soll? Du meine Güte, Sie sehen gefährlich aus. Die Muskeln angespannt, die Zähne gebleckt, die Ohren angelegt und die Augen wild. Gerne wäre ich bei Ihnen. Im Reich der Jäger.

In meinem bin ich Wanderin. Ich habe Sie gesucht im Land des Schlafes. Sie sind in meine Welt gelangt, also darf ich mich nicht

fürchten, in Ihre zu kommen. Dann müssen Sie mich finden im Land des Dickichts. Sie werden mich durch den Urwald führen, den tiefen, dunklen, der mir fremd ist. Vielleicht werden Sie mir Ihren Namen verraten, Rumpelstilzchen ist es gewiss nicht.

\*

Ich bin bei Ihnen. Wir können aufbrechen. Sie zögern, aber ich kann Sie beruhigen. Die Muränen haben mich nicht attackiert. Heute war der Kaufmann bei uns. Alle zwei Wochen kommt er und dann herrscht Aufregung, denn er bringt Kaffee, Tabak, Süßes und solcherlei Kram. Ich habe kein Geld. Ich verdiene auch keins in der Küche oder der Gärtnerei, also bringt der Kaufmann nie etwas für mich mit. Für die Muränen gab es die bestellte Ware. Wenn es einen Fehler gegeben hätte, dann hätte ich sicherlich als Blitzableiter herhalten müssen.

Es ist kein Fehler passiert, aber es ist eine Ungeheuerlichkeit geschehen. Ich war Zeugin. Sie werden es mir nicht glauben, oder vielleicht doch. Ich habe mich für eine Bluttat entschieden. Ich müsste bestürzt, entsetzt, schockiert sein. Doch ich bin bloß verwundert und ich zweifle auch, aber es ist wie bei einem gesprungenen Glas. Eine kleine Erschütterung und es wird zerbersten. Glassplitter werden fliegen. Splitter, scharf und schneidig. Ich selbst werde mich daran verletzen können. Deswegen darf ich nicht scheitern. Ich stelle mir meine Tat erneut und erneut vor, um sie mir vertraut zu machen. Stück für Stück lerne ich, Vernichtendes zu tun und damit das zu werden, was ich aus tiefstem Grund verabscheut hatte.

Der Entschluss zu tun, was ich tun werde, fiel, ohne dass ich zuvor darüber nachgedacht hatte. Manchmal frage ich mich, wer vor mir in diesem Gemäuer eingesperrt gewesen war. Ob einer von ihnen es jemals geschafft hat, auszubrechen?

In Mamas Bett schlief ich geborgen. In meinem Gitterbett spielte ich geschützt von Gägä. In den Kinderbetten versteckte ich mich vor den Gestaltlosen. Das Bett in der Zelle, es ist eine Eisscholle, die unter mir schmilzt und wenn ich mich treiben lassen, werde ich untergehen. Als ich so da lag, dachte ich an Sie. An ihre scharfen Zähne und Ihre scharfen Krallen.

Sie geben mir Mut. Diesmal werde ich handeln. Ich werde mich in die Gefahr begeben. Ich muss es schaffen. Ich muss das Übel beenden, ganz und gar. Seitdem ich weiß, was ich mir ausgewählt habe, erscheint es mir machbar. Ich bin nicht froh darüber, was ich sein werde, aber ich werde es sein. Ich bin Rosalie. Ich werde eine Mörderin sein.

Nun steht es auf dieser Seite geschrieben. Ich kann es lesen und es ist wahr. Ich kann die Worte antippen, ihre Gestalt mit dem Finger nachzeichnen, denn meine Gedanken haben sich in Tinte verwandelt. Und ich sehe, Sie sind nicht überrascht. Sie strahlen Ruhe aus. Es ist schön, Sie zu spüren. Es tröstet mich, es lindert meine Verwirrung.

Ob die Mörderin schon immer in mir verborgen war? Sie muss sich sehr gut versteckt haben. Eine Meisterin der Tarnung. Doch jetzt, wo sie sichtbar ist, tut sie, als sei alles selbstverständlich. Als hätte sie nicht, die Augen blind, die Ohren taub, der Mund stumm, im allerletzten Winkel gekauert. Die Mörderin hat sich erhoben, sich an meinen Tisch gesetzt und von meinem Teller gegessen. Ein kleiner Teil von mir sträubt sich, beäugt sie. Der Mörderin ist solch Fremdeln einerlei.

Als Mörderin stelle ich mir vor, wie sich das scharfe Messer anfühlt. Das Holz schmiegt sich in meine Hand und verbindet sich mit mir. Die Klinge reflektiert das Licht, schneidet die Luft. Meine Hand sticht zu, dringt ein, zerstört das grausame Herz. Dann ist es vorbei, endlich.

Ich darf nicht im letzten Moment versagen und deswegen übe ich mit dem Messer. Ich weiß, dass Blut wird seinen Tribut fordern. Etwas wird einem gegeben, etwas wird einem genommen.

Als ich heute zu der Hexe ging, ahnte ich noch nichts. Doch ich spürte die Bedrohung, als durch den Türspalt eine Stimme drang. Ich schlich mich heran. Die Hexe saß auf dem Boden. Neben ihr stand ein Schlüsselwächter und seine Zunge schoss Giftpfeile auf sie. Nannte sie dreckiges, altes Weibstück und dann, ich konnte nicht glauben, was vor meinen Augen geschah, dann rotzte er sie an. Ein dicker, gelbgrüner Schleim lief ihre Wange herab und blieb am Kinn haften. Die Hexe zog ein Taschentuch aus ihrer Rocktasche und wischte ihn weg. Mit Bedacht. Ohne einen Laut. In der Würde einer Weisen.

Dich vertrocknetes Gammelfleisch sollte man ertränken, zischte der Wächter. Spucke sprühte dabei auf seinen Schuh. Das ist widerlich, ätzte er, sieh nur, was du dumme, alte Sau gemacht hast. Leck es ab, verdammte Hexe.

Mir war, als träfe mich ein Peitschenhieb. Mit Riemen aus Wortstacheln. Woher wusste er, wer sie war und wieso wagte er es, die Hexe zu beleidigen?

Er zeigte auf seinen Schuh. Ihr Gesicht versteinerte, ihre Augen ermatteten. Sie wurde eine Statue ihrer selbst. Auf seiner Stirn dagegen schwoll eine Ader zu einem Wurm an und seine Augen waren Froschaugen. Durch seine noch nicht verheilte Nase rasselte es. Er griff in ihr Haar, riss es zu sich und putzte damit über seinen Schuh.

Ich zuckte zurück, stieß gegen die Wand und traute mich nicht erneut, einen Blick zu riskieren. Ich wollte nicht von der Hexe bemerkt werden. Niemand sollte eine Hexe in einer Lage sehen, in der man sie erniedrigt. Aber vielleicht dachte ich mir, vielleicht sollte ich mich doch zeigen, damit der Schlüsselwächter nicht noch grober wurde. Andererseits könnte es ihn reizen, uns seine Macht vorzuführen. Mich schauderte, die Demütigung der Hexe wäre größer als zuvor.

Ich überlegte, auf dem Gang krachvoll zu gehen. Der Schlüsselwächter würde nicht wissen, wer da kommt und sich lieber zurückziehen. Ich zählte bis drei. Da tauchte er plötzlich vor mir auf und erwischte mich in meiner Starre.

Es beschämte mich, doch ich war auch erleichtert, dass er endlich verschwinden würde. Aber ich hatte mich geirrt. Er stützte seinen Arm neben mir ab und fixierte mich. Seine Froschaugen glubschten mich an. Seine Zungenspitze glitschte hervor, benetzte die Oberlippe. Fast glaubte ich, sie würde in der nächsten Sekunde ausrollen und auf mich zuschnellen, um mich, die schmackhafte Fliege, zu schnappen. Er setzte ein Breitmaulfroschgrinsen auf.

Wer spioniert denn da, fragte er, hat es dir gefallen? Es war schrecklich. Bestimmt wusste auch die Hexe, dass ich an der Tür gestanden und tatenlos zugesehen hatte. Ich war mir sicher, sie würde nichts mehr mit mir zu tun haben wollen.

Ich musste die Augen schließen. Ein Schwall stürzte auf mich nieder, sickerte wie Quecksilber durch meine Poren, sodass ich mich nicht

bewegen konnte. Der Frosch atmete mir Worte ins Gesicht. Worte, die schmeicheln sollten, die mir versprachen, er könne sich um mich kümmern, mich beschützen, mir Schönes kaufen. Es würde mir gefallen, was er tun könne. Keine hätte es bereut, meinte er.

Während der Frosch sprach, musste ich an die Prinzessin denken, von der Mama mir erzählt hatte. Die Prinzessin hatte den Frosch, der einen Kuss von ihr verlangte, an die Wand geworfen. Recht geschah ihm. Leider konnte ich mich nicht rühren, auf mir lag ein Bann. Aber wünschen konnte ich. Ich wünschte mir Meister Langbein herbei, der geflogen käme, seinen Schnabel öffnet und den Frosch verschlingt. Ich wünschte mir einen Bergriesen herbei, dessen Fuß einen gewaltigen Schatten wirft, sich auf den Frosch senkt und ihn zerquetscht. Ich wünschte mir, mit scharfen Fingernägeln sein Gesicht zerkratzen zu können.

Plötzlich spürte ich geschmeidiges Holz in meiner Hand, mein Massaranduba, das in meinem Versteck mit meiner restlichen Habe auf mich wartet. Ich habe ein Messer. Mein Massa ist gefährlich. Bis zu diesem Moment hatte ich nur seine Schönheit geschätzt, seine Kunstfertigkeit, sein Andenken an Rübezahl. Mein Massa kann tiefe Wunden ins Leben schneiden. Und wenn ich Blut von seiner Klinge wüsche, dann würde es wieder erstrahlen. Mein Massa würde mir dienen. Ich müsste es nur führen.

Aus der Stille um mich herum vernahm ich ein Flüsterwort, Rosalie. Ein drittes Mal sprach die Hexe meinen Namen und der Bann war gebrochen. Ich öffnete die Augen und kein Frosch war zu sehen und meine Hand war leer. Ich betrachtete sie, ließ sie greifen und öffnen. Eine Hand ist ein Wunderwerk. Eine Hand ist zu vielem fähig.

Meine Füße gehorchten der Stimme, die nach mir rief. Gesenkten Hauptes trat ich vor die Hexe, dann hob ich meinen Blick. Glänzendes Samtschwarz sah ich. Die Säfte des Frosches waren an der Hexe abgeperlt. Ein kleiner, aufgeblasener Frosch. Er ist nichts, sie ist die Hexe. Wenn sie wohlauf gewesen wäre, dann hätte er eine Überraschung erlebt. Seine Arroganz ließ ihn Grenzen überschreiten. Nicht aus Tapferkeit war er angstfrei, sondern aus Dummheit. Er würde nie aus seinen Fehlern lernen. Der Frosch und auch nicht der Alligator.

Die Hexe streckte mir ihre Arme entgegen. Vergebung ist ein Salbwort. Es lindert und kühlt eine Wunde. Sie war mir nicht böse, sie hatte mir meinen Fehler verziehen. Noch einmal würde ich ihn nicht begehen. Wenn eine helfen kann, dann sollte sie es tun. Denn sonst bereut sie es und das ist schlimmer als alle Folgen, die eine Hilfe hätte bedeuten können. Einen Fehler nie tilgen zu können, ist wie ein Wassertropfen, der ein Leben lang auf deine Stirn tropft und dich martert. Mama hatte ich nicht retten können, aber ich hätte für sie kämpfen können. Später als ich kein Kind mehr war. Ich bin ihre Tochter. Die einzige, die außer dem Mörder die Wahrheit kennt. Wenn meine Mama noch leben würde, könnte sie mich heute noch lieben?

Ich stand vor der Hexe, die mich einlud und sank in ihre Arme. Sie umfing mich, tröstete mich an ihrem großen, weichen Busen. Ein Körper, der dir Liebe schenkt, heilt dich. Ich war heimgekommen in diese Welt, die ich verloren geglaubt. In den Armen der Hexe träumte ich.

Ich war in einem Hörsaal und saß in der vordersten Reihe. Am Pult dozierte Professor Rübezahl. Er zwinkerte mir zu. Ich genoss den Klang seiner Stimme, die bauschigwarm wie eine Kuhglocke tönte. Zwei Hände bedeckten meine Augen, Claire. Ich wusste, du kommst zurück zu mir, flüsterte sie mir ins Ohr. Als ich mich zu ihr umdrehte, erblickte ich ihr Lächeln. Kreuzdame, sagte ich. Sie fing das Wort und führte es an ihre Lippen. Ich hätte gerne getauscht.

Das Licht erlosch und auf einer Leinwand flimmerte eine Höhle auf, in der Forscher den neuesten Fund der Wissenschaft frei legten. Im Dunkeln des Saals erhob sich eine Frau und stieg die Treppe zum Ausgang hoch. Ich folgte ihr und öffnete die Tür. In der Höhle erblickte ich eine Schlammfrau, die sich kaum vom Höhlenboden abhob. Sie zerrte an einer Kette, jaulte von Wut gepeinigt auf. Die Stimme des Kommentators sprach vom Anfang der Geschichte. Am gleichen Ort in einem Säulenpalast ließ Feuer in Eisenschalen zwei Männer erkennen. Ihre Gestalt ähnelte asiatischen Kriegern, deren Haar zu einem Knoten gebunden ist. Um ihre Oberkörper war eine Lederschnur gebunden, ansonsten trugen sie einzig einen Dolch. Der eine redete auf seinen Freund ein, es sei ihr Untergang, die Schlammfrau müsse sterben. Doch der Krieger trat mit einer Fackel hinaus auf eine breite Lehmstraße und

sagte, er müsse ihr helfen. Die Kriegerfreunde rangen miteinander. Die Fackel fiel in die Straßenrinne und entzündete das darin enthaltene Öl. Wie an einer Zündschnur fraß das Feuer sich vorwärts. Der eine Krieger schrie verzweifelt, aber er konnte nicht eingreifen, da sein Freund ihn am Boden fest hielt. In der Höhle witterte die Schlammfrau die Gefahr und zerrte mit gewaltiger Kraft an der Kette. Sie trug das Kind des Kriegers in sich. Die Stimme verkündete, und somit war die Mutter der Menschheit geboren. Die Kamera vollzog erneut einen Schwenk.

Ein Burgfräulein sah aus dem Fenster. Sie trug ein hellblaues Kleid und war groß und schlank gewachsen. Sie sollte den Kaiser von Asien heiraten. Am Himmel flog ein Vogel, nur sein Schatten auf einer felsigen, zerklüfteten Landschaft war zu sehen. Der Schatten verwandelte sich in einen Wolfsschatten auf dem Weg zu einer Höhle am Meer. Eine kleine, luftige, helle mit glatten Rundungen und weißem Sand. Dort erwartete der Kaiser im Prachtgewand seine Braut.

Ich stand am Strand. In der Ferne entdeckte ich die Silhouette der Frau aus dem Saal. Mama, schrie ich und ich rannte los. Im lockeren, tiefen Sand kam ich nur beschwerlich voran. Fast war Mama am Horizont verschwunden. Ich schrie nach ihr. Meine Lunge brannte. Doch ich hörte nicht auf, ich schrie mit der Kraft, die ich als Kind besaß. Ich stürzte. Ich war verloren. Ich wurde gerettet. Mama breitete ihre Arme aus und ich sprang. Freudentaumel. Glückseligkeit. Die Gefühle umspülten mich gleich einer Flutwelle, rissen mich hinweg und ich erwachte.

Ich spürte Mama immer noch auf meiner Haut. Ihre Arme hielten mich, wiegten mich, liebkosten mich. Allmählich verflüchtete sich ihre Nähe, wie der Morgentau dem Tag weicht. Mühsam erkannte ich, wo ich war und was geschehen war. Ich wusste nicht, wie ich in die Zelle gekommen war. Aber das war bedeutungslos, denn ich wollte zurück in den Traum, zurück zu Mama.

Ich lag noch eine Weile auf dem Bett und dann in nur einem Moment fügten sich die Puzzleteile zusammen und lösten sich sogleich wieder von einander. Aber ich hatte das Bild gesehen und ich wusste, ich könnte es wieder zusammensetzen.



An meinem Plan hat der Besuch bei der Psychologin nichts geändert, obwohl es anders hätte kommen können. Ich saß in ihrem Büro. Sie hatte unseren Termin verschoben und entschuldigte sich nochmals dafür, dass ihr eine dringende Angelegenheit dazwischen gekommen war. Mir war es egal, dass wir uns später trafen als verabredet, doch ihr war es offensichtlich unangenehm und sie bedankte sich für mein Verständnis. Ich verstand gar nichts, aber das entging ihr, genauso wie mein umherschweifender Geist. Sie blätterte in Unterlagen, sah auf und fragte mich, ob ich eine Praline möchte. Ich verneinte.

Die Psychologin zog eine Schublade auf, holte eine Schachtel hervor und steckte eine Praline in den Mund. Nochmals fragte sie mich, ob ich nicht eine möchte. Irgendwie ärgerte mich das, ich hatte doch bereits abgelehnt, sie sollte besser zuhören. Ich schüttelte den Kopf. Sie bemerkte meine Verärgerung, legte die Schachtel zurück und hantierte nicht mehr herum. Sie sammelte sich drei Sekunden, dann setzte sich zu mir.

Ich wäre gerne aufgesprungen und auf meine Zelle gerannt, aber ich musste auf dem Smaragdstuhl sitzen bleiben und das tun, was von mir erwartet wurde. Ich durfte nicht auffallen, nichts von meinem Plan preisgeben, denn die Psychologin konnte mir nicht helfen. Sie ist ein Musikmädchen, wie sollte sie verstehen, was ich vorhatte? Ich selbst traute mich noch nicht, dem Plan meine volle Aufmerksamkeit zu schenken. Denn da waren noch andere Gedanken, dass es nicht richtig war, was ich vor hatte, es gefährlich war, ich es niemals schaffen würde. Und dann auch noch, dass ich es der Psychologin erzählen sollte, also nicht den gesamten Plan, nein, einfach so von den Gefühlen. Gefühle sind nicht strafbar. Das Gefühl, das Massa in meiner Hand zu spüren. Stark und vertraut.

Das Massa macht mir keine Angst wie die anderen Messer, deren Klängen mich einschüchterten, wenn ich sie in den Auslagen betrachtet habe. Manche geriffelt wie Haifischzähne, manche lang und spitz wie Barrakudas und manche mit Widerhaken wie bei den Stachelrochen. Nein, das Massa fühlte sich stets angenehm an, dennoch kam mir nie in den Sinn, dass ich es gegen etwas aus Fleisch und Blut würde richten können und nicht nur das, es auch hineinstoßen könnte.

Die Psychologin sah mich erwartungsvoll an. Ich hatte gar nicht mitbekommen, worüber sie sprach. Ihre Worte schwammen in einer Buchstabensuppe. Ich nickte und damit hatte ich richtig reagiert, denn sie nickte ebenfalls und hakte etwas auf einer Liste ab. Wo kam denn die Liste auf einmal her?

Ich musste an Sie denken, Ihr wildes Fauchen, die Zähne entblößt, bereit zum Zuschlagen und ich mit dem Massa, dessen Klinge sich in den Augen eines anderen spiegelt. Augen aufgerissen in Himmelblau. Ich erschrak und das Massa fiel aus meinen Händen.

Geht es Ihnen nicht gut?, fragte die Psychologin. Diesmal war ich froh über ihre Stimme, in der Sorge anklang. Sie sah mich forschend an, nur mich, nicht die blöde Liste oder eine Pralinenschachtel. Ihre Mahagonieaugen erinnerten mich an Feuerholz im Kamin. Vor dem eine sitzt, eingemummelt in eine Kuschedecke und mit duftendem Jasmin Tee, so wie beim Wassermann.

Ich redete mir ein, mich getäuscht zu haben. Seine Augen waren nicht Himmelblau, bloß eine Täuschung durch das Licht. Seine Augen waren Matschblau. Ihm gehörte nicht der Himmel, ihm gehörte der Schmutz auf Erden. Ich habe mal in der Zeitung gelesen, dass sich Alligatoren in der Kanalisation der Großstädte herumtreiben. In der Kloake, im Gestank. Ein passender Ort für ihn.

Ich wollte mein Massa wieder in die Hand nehmen. Ich konzentrierte mich darauf, doch es gelang mir nicht. Ihre Knisteraugen und meine Zweifel behinderten mich. Wenn ich ausführte, wozu ich bereit war, zumindest im Augenblick, dann konnte ich es nie wieder rückgängig machen. Meine Tat. Meine Verantwortung. Auf einmal empfand ich eine Last, eine an der du dich wund scheuerst.

Eine Psychologin wüsste vielleicht Rat. Eine Psychologin kennt die dunklen Seiten in den Menschen. Sie würde sich nicht abwenden. Sie würde es verstehen und sie würde mir helfen, einen Weg aus dem Wirrwarr zu finden. Dafür haben Psychologen studiert. Ich müsste es ihr nur erzählen. Aber mit einem Geständnis ist es eine vertrackte Sache. Du willst es ablegen, aber gleichzeitig auch nicht.

Ein Geständnis schlummert in dir, wie in einer Flaschenpost. Die Flasche treibt auf hoher See, wippt auf den Wellen oder dümpelt bei

Flaute vor sich hin. Du fischst sie aus dem Wasser, willst sie entkorken, willst die Nachricht lesen, doch der Korken rührt sich nicht. Die Flasche will ihr Geheimnis nicht offenbaren. Du versuchst es noch mal und denkst zugleich daran, sie am besten wieder ins Meer zu werfen.

Genau das durchlebte ich, als ich auf der Tonne gesessen hatte und Claire die Pornofilme gestehen wollte. Nicht nur die Filme, sondern was sie in meinem Gehirn verbrochen hatten. Claire sollte wissen, was für ein Mensch ich war und sie sollte mir sagen, dass es nicht schlimm war.

Mein Kopfkino war bereits baufällig und verwüstet. Putz bröckelt von den Wänden und Moder müffelt überall hindurch. Die Filme verblassten, waren gar nicht mehr das Original, sondern nur noch Kopien in grobkörniger Qualität. Ich würde ihr beteuern, versichern und schwören niemals sie, Claire, so angesehen zu haben. Sie musste mir glauben, sie würde mir glauben.

Ich saß auf der Tonne, öffnete den Mund. Der Korken steckte fest. Worte pieksten, ritzen im Hals, keins entwich.

Claire würde bestimmt von mir enttäuscht sein. Ich, die ihr schöne Wörter schenkte, die ihr nicht weh tat wie diese Freier. Ich hatte die gleichen schlechten Gedanken wie all diese Kakerlaken. Ich würde Claire verletzen, dabei sollte sie mir doch nur verzeihen und in meinen ganzen Leben würde ich mir nie wieder Pornofilme ansehen und abfällig von Huren denken. Seit ich Claire begegnet war, konnte ich das auch nicht mehr, was ich sah, war Claire, die Königin und zugleich die Tänzerin in den Wolken. Ich fürchtete mich vor ihrem Blick. Was würde sie sehen und würde sie es jemals vergessen können? Wenn sie mir den gleichen Blick des Ekels zuwerfen würde, mit dem sie heimlich Freier bedachte, dann könnte ich mich nie davon erholen.

Ich zauberte einen Wollfaden hervor. Er leuchtete in Orange und Zitrone, lecker anzusehen, und lockte auf Claires Lippen ein O herbei. Ich hatte ihn auf einem Stadtteilst fest erspäht. Zwischen den Häusern, über die Straße hinweg, waren Schnüre gespannt worden, an denen Fäden zappelten. Einer büxte aus und wehte über die Stände hinweg.

Durch die Menschenmenge verfolgte ich ihn. Fast befürchtete ich ihn zu verlieren, da der Wind ihn auf einem Dach zurückließ und sich verabschiedete. Ein Stück hing über der Regenrinne. Ohne Leiter konnte

ich unmöglich an ihn herankommen. Einen Stein zu werfen, damit der ihn runterkickte, war zwecklos. Also musste ich auf eine Gelegenheit warten. Es wäre zu schade gewesen, wenn er dort oben von Sonne und Regen ausgebleicht und aufgequollen worden wäre.

Ich beobachtete ihn, während ich an einem Stand am Glücksrad drehte und nichts gewann oder an einem anderen eine Karte studierte, die zeigte, wo in der Welt Brieffreunde beheimatet waren. Und endlich rutschte der Faden hinunter und ich stand bereit, fing ihn und ließ ihn in meinen Hemdsärmel verschwinden.

Auf der Tonne knotete ich ihn dann zusammen und erzählte Claire eine Fadengeschichte. Claire mochte mein Knüpffigurentheater. Zunächst schuf ich einen Stern. Einen Stern, der seit Jahrmillionen wünschte, einmal klitzeklein zu sein, sodass er sich verstecken konnte. Und seine Freunde bis hundert zählen mussten und ihn suchen und nicht finden würden. Nur sein Kichern würde ihn verraten. Seine Sehnsucht erfüllte ich ihm. Dann ließ ich ihn vergehen und als Hampelmann erneut erscheinen.

Der Hampelmann begeisterte sich an seinen Armen und Beinen. Er wackelte und zuckelte, grätschte und beugte, tänzelte und wirbelte. Sein Schauspiel amüsierte Claire. Sie wollte vieles von ihm wissen, ob er sich erinnere, ein Stern gewesen zu sein und wie es sich anfühle, er zu sein und was er als nächstes aushecke. Der Hampelmann wollte die Erde erkunden, die ihm zuvor winzig, aber nun als neues Ich gigantisch vorkam.

Auf nach Paris, rief er Claire zu. Als Stern habe ich bemerkt, wie du Wünsche geflüstert und zu mir hoch geschaut hast, und mir gedacht, was für ein schönes Menschenkind du bist.

Claire erzählte ihm, dass sie sich manches Mal weit weg gewünscht hatte, so weit weg, dass kein Mensch sie erreichen konnte und sie ein Stern geworden wäre.

Der Hampelmann tätschelte ihre Wange, eines Tages wird dein Wunsch erfüllt werden, sieh mich an, es wird so kommen, aber bis dahin wollen wir Spaß haben, nicht wahr? Er streckte ihr die Hand entgegen, komm mit mir nach Paris.

Claire biss auf die Unterlippe und starrte die Hand an, sie wollte mit, aber dann sackte sie wie ein Soufflee zusammen. Du bist ein Stern, sagte sie, ich bin nichts.

Der Hampelmann schüttelte den Kopf. Aber ich bin vom Himmel gefallen, um dich kennen zu lernen, so vieles kennen zu lernen. Schau her, ich bin ein Hampelmann, kein mächtiger Stern, aber wer wollte es mir verwehren aufzubrechen, auf nach Paris.

Der Hampelmann trällerte eine Arie. Claires Lachen kehrte zurück. Ein Lachen so ungestüm, so befreit, dass es ihn verzückte. Er hoffte, dieses Lachen möge sie auf allen Pfaden begleiten, nie verloren gehen. Er griff ihren Finger und sie tanzten im Kreis. In sanften Schwüngen davon.

Und ich versprach dem Hampelmann insgeheim, ihr dieses Lachen nicht zu verderben. Ich wollte nicht um Verzeihung bitten für das Schändliche, was ich getan und gedacht hatte. Ich wollte, dass Claire glücklich ist und wenn auch nur für Momente. Es wäre nicht richtig zu gestehen, nur damit ich mich erleichtert fühlte. Ich würde Claire raus aus der liebkosenden Sonne, hinein in den frostigen Schatten stoßen. Claire war ein Sonnenmensch und musste als Schattenmensch leben und konnte nur selten das sein, was sie war.

Der Hampelmann schmiegte sich an ihre Brust, wollte das Pochen hören, bumbum, bum, fidelbum ihr wildes Herz, es wollte hinfort. Und Claire bettete ihre Hände über den Hampelmann. Leben bist du schön.

Ich hätte Claire nicht verlassen dürfen. Ich hätte sie beschützen müssen. Aber ich war eine Maus gewesen. Es ist normal für eine Maus zu fliehen, weil sie zwar schwach, aber dafür flink ist. Inzwischen bin ich stark. Ich werde stark sein und kämpfen, alles andere wäre feige. Ich würde der Psychologin nicht beichten. Sie sollte mir meinen Plan gar nicht ausreden. Das war nur die kleine Maus in mir, die ab und zu fiepste, die mir nicht vertraute, weil ihre Instinkte ihr eingaben, sich in das nächste Loch zu verkriechen.

Mögen Sie Mäuse, fragte ich die Psychologin.

Sie runzelte die Stirn. Mäuse? Wieso Mäuse?

Sie haben gesagt, ich könnte alles sagen, was mir einfällt.

Stimmt, sagte sie, also Mäuse. Als Kind habe ich Zeichentrickfilme geliebt und die Mäuse Bernhard und Bianca zählten zu meinen Helden.

Siehst du Mäuschen, dachte ich mir, auch Mäuse können tapfer sein und es mit großen Gegnern aufnehmen und die Mörderin weiß, was zu tun ist, du musst ihr nur den Rücken frei halten.

Glauben Sie, eine kleine Maus kann im richtigen Leben siegen?

Die Psychologin überlegte und sagte dann, ich erinnere mich an einen Tag, als die Eltern meiner Freundin für eine halbe Stunde wegfahren mussten und wir solange auf ihren Bruder aufpassen sollten. Zunächst spielten wir mit der Eisenbahn. Aber dann quengelte der Bruder, Er wollte zu den Eltern. Meine Freundin und ich lachten ihn aus. Wir hielten uns für überlegen, fanden es toll, ohne Eltern zu sein. Auf einmal entdeckten wir eine süße Maus. Sie musste durch die Terrassentür gekommen sein. Der Bruder ängstigte sich und wir machten uns über dieses Baby lustig. Er solle aufpassen, rieten wir ihm, dass die Maus ihm nicht ins Gesicht springt und sich in seine Nase festbeißt oder durch sein Hosenbein an ihm hochkletterte und ihn zwickte. Der Bruder wurde weinerlich und wir steigerten uns dermaßen in unsere Fantasie hinein, dass uns selber bange wurde. Als die Maus in unsere Richtung tippelte, schrien wir alle auf und rannten hinaus, in heller Aufregung, in die Arme der zurückkehrenden Eltern.

Auch Mäuse wollen leben, sagte ich. Das ist in Ordnung, es kann nicht nur Löwen geben. Hast du gehört, sagte ich zu meiner kleinen Maus, du kannst sogar andere in die Flucht schlagen, allein aufgrund deines Anblicks.

Ich fand, recht überlegt, dass eine Psychologin helfen konnte und ich war dem Mäuschen nicht mehr böse, dass es früher immer Reißaus genommen hatte.

Die Psychologin blickte auf die Uhr. Unsere Zeit war um. Ich freue mich auf unsere nächste Sitzung, sagte sie. Ich nickte, warum sollte ich ihr die Freude verderben, nur um die Wahrheit zu sagen, eine Wahrheit, die sie nicht ändern konnte.

Direkt von der Psychologin aus steuerte ich die Spinne an. In diesem Gemäuer gibt es eine, vor der fürchten sich alle Gefangenen. Ihren Weg will niemand kreuzen, ihren Blick will niemand auf sich ziehen. Es ist ähnlich wie mit der Hexe. Nur bei der Hexe können sie nicht sehen, bei der Spinne wollen sie nicht sehen.

Ich werde wie Sie aus der Gefangenschaft fliehen. Zuvor muss ich jedoch den Frosch an die Wand klatschen, damit er die Hexe nicht weiterhin belästigt, ausgerechnet jetzt, da ihre Heilung begonnen hat. Der Frosch gehört zu einer Sorte, die keinerlei Größe besitzt, die sich nur groß fühlen kann, wenn andere sich klein ducken. Ich muss ihn aufhalten. Aber ich kann es nicht selbst erledigen. Ich brauche eine, die aufpasst, denn sonst kann ich nicht fort.

Die Spinne hockt in ihrem Netz still und ruhig, aber das täuscht, sie bemerkt alles, die kleinste Vibration. Hat sich etwas verfangen in ihren Fäden, dann lässt sie ihre Beute nicht mehr frei. Ihr Gesicht hat die Feinheit von Knochenporzellan. Sie hat Auberginenhaar und trägt eine Brille mit schwarzen, runden Gläsern, die sie nie abnimmt. Wenn wir Hofgang haben, sitzt sie in ihrer Ecke, die keiner zu beanspruchen wagt.

Als ich ihren Stechblick zum ersten Mal in meinem Nacken gespürt habe, widerstand ich der Neugier, mich umzudrehen. Meine Muskeln verspannten sich, gern hätte ich den Schauer abgeschüttelt und ihre Nähe gesucht. Ich traute mich aber nicht und so war es dann jedes Mal. Aus den Augenwinkeln habe ich sie betrachtet. Natürlich wusste sie es, aber weder sie noch ich haben uns etwas anmerken lassen. Eine Spinne ist geduldig.

Nun brauchte ich ihre Hilfe und ich musste ihr gegenüberreten. Vorsichtig wollte ich an ihren gespannten Fäden zupfen. Die Schwingungen würden sich an ihnen entlang zu ihr fortsetzen und ich wäre in ihrem Visier. Ich musste es riskieren und hoffte, dass sie mich nicht mit Haut und Haaren verspeisen würde.

Die Spinne lehnte gegen das Geländer und blickte hinunter in die unteren Stockwerke. Es kribbelte in meinem Bauch und wackelte in meinen Knie. Als stünde ich auf einem zehn Meter Brett, unter mir das Beckenwasser, auf das ich hart wie Beton aufprallen konnte. Nicht denken, dachte ich mir, einfach gehen. Im Schleichschritt näherte ich mich der Spinne. Und dann passierte es.

Eine Muräne schob ein Bein vor, aber obwohl ich es kommen sah, obwohl ich ein Pferdchen spring hörte, stieß mein Fuß gegen das Hindernis. Ich stolperte und fiel wie ein Sack Reis. Der Aufprall tat gar nicht weh. Kein Lachen der Muränen erschallte, denn die Spinne stand vor mir und reichte mir ihre Hand.

Ich ergriff sie und sie zog mich hoch, heran zu sich. Mit Kraft und Leichtigkeit als sei ich ein Federhandschuh. Du willst mich um einen Gefallen bitten, sagte die Spinne. Mir fehlte die Spucke, um ihr zu antworten. Ich folgte ihr wortlos.

Als ich die Zelle der Spinne betrat, war mir, als würde ich mit nur einem Schritt das Gefängnis verlassen. Die Farben, die Gerüche, die Luft, alles sah, roch, fühlte sich verwandelt an. Ich blickte zurück zur Zellentür und fragte mich, ob auf der anderen Seite tatsächlich der Gefängnisgang war oder ob ich mir das eingebildet hatte, obgleich ich wusste, wo ich noch vor Sekunden gewesen war.

Ich betrachtete die Malerei, die auf Tür und Stein aufgetragen war. In dem Garten, dessen Grüntöne das Licht einfingen, schwebten Pustebäumen und Schmetterlinge. An dem Torbogen rankten sich Rosenblüten und in der Ferne lag ein See. Als müsse ich nur ein Boot besteigen und könnte davon segeln. Ich wäre am liebsten den Blumenweg entlang zum See geschlendert. Doch die Spinne forderte mich auf, mich zu setzen.

Ich sank in eine Schar Kissen. Der Überwurf des Bettes war durchweht mit Rubinfäden. Hinter mir war die Wand mit Zeichnungen beklebt. Skizzen von Skeletteilen wie aus einem Anatomiebuch. Die gegenüberliegende Wand war bedeckt von Holzrahmen, unter deren Glas eine Vielzahl von Insekten aufgespießt in Frieden ruhte. Im Regal stapelten sich Papierblöcke, Schachteln und Instrumente verschiedenster Art. Auf dem Tisch lagen ein Museumskatalog, Bleistifte, Tiegeln, Farbtuben, Pinzetten, Lupen, Leimdose und Magazine. Ein Samowar mit seinen Verzierungen und dem Elfenbein stach hervor. Am Fenster funkelte ein Mobile aus Kristalltropfen. Regentropfen oder Tränen, da war ich mir nicht schlüssig.

Die Spinne streute Safranfäden in Gläser, die in einem Silbergeflecht eingefasst waren. Aus der Kanne floss ein wenig Schwarztee und aus dem Hahn heißes Wasser. Die Spinne stellte ein Silbertablett samt Gebäck und Kandiszucker neben mir ab. Ich weiß nicht wieso, aber obwohl die Spinne und der Wandschmuck mich gruselten, wollte ich gerne bleiben. Zumindest dachte ich in diesem Moment so.



Die Spinne saß mir gegenüber. Der Stuhl in seinem edlen Tuch ähnelte dem der Psychologin, erschien aber um einiges älter, als habe er bereits mancherlei erlebt. Bei ihm versteht jeder, was es heißt, wenn gesagt wird Holz atmet und lebt. Ein sanftes Knacken gab er von sich, als erwarte er gemeinsam mit der Spinne, was mein Anliegen sei.

Bist du reich?, fragte ich die Spinne. Manchmal sah ich die Reichen, wenn sie in einem Luxusauto vorbeikutschierten oder die Straße im Pelz entlang flanierten. Rübezahl hatte sie die Hüter des Mammon genannt.

Die Spinne stützte ihre Ellenbogen auf die Armlehnen und legte ihre Fingerspitzen aneinander. Ihre Brillengläser spiegelten mich. Probiere den Tee, sagte sie.

Höchst aromatisch, sagte ich und ich meinte zugleich ihre Stimme, die wie die Märchenerzählerin aus Kindertagen klang. Die Kassette hatte ich abgespielt, um nicht allein im Dunkeln einschlafen zu müssen. Solange bis sie mir weggenommen wurde, weil ich für die Schreibfehler in meinem Diktatheft bestraft werden sollte. Dabei war ich doch bereits unglücklich genug, wenn die Lehrerin mir das Heft rotbesudelt wiedergab. Und wie erst die Tränen flossen, als ich den Deckel der Mülltonne hob und die Kassette entdeckte. Die Eingeweide herausgezogen und zerknüllt. Die Hülle beschmutzt von Soße.

Die Terroristin meint, du seiest aus einer steinreichen Familie und die Reichen kämen nie in den Himmel, entschlüpfte es mir. Ich hatte nicht daran gedacht, dass die Spinne die Worte der Terroristin beleidigend finden könnte. Ich war nicht wegen der Terroristin gekommen, dabei hatte sie noch weit mehr gesagt.

Die Spinne neigte den Kopf zur Seite und fragte, die Terroristin? Und nach kurzem Zögern sagte sie, deine Freundin, verzeih, deine Stalkerin. Blut schoss mir ins Gesicht bei dem Gedanken an das Spektakel in der Dusche und ich nippte verlegen am Teeglas. Meine Familie, ich, fuhr die Spinne fort, wir sind in der Tat steinreich. Diamantenminen gehören seit Generationen zu unserem Vermögen. Aber Geld ödet mich an. Es vermehrt sich ohne mein Zutun. Deine Terroristin würde vermutlich sagen, der Teufel schießt auf den größten Haufen.

Ich war froh über unsere Gemeinsamkeit. Geld, sagte ich, interessiert mich auch nicht. Ich hätte keine Lust, es rumzutragen und aufzupassen, dass niemand es stiehlt. Und als ich es einmal brauchte, um für Claire

Schokolade zu kaufen, da war kein Verlass auf es. Obwohl ich es stundenlang gesucht hatte.

Mir fiel auf, dass mir erneut ein Name über die Lippen gekommen war. Ich war der Spinne ins Netz gegangen, seltsamerweise beunruhigte es mich nicht. Eine Gedankenblase schwebte an mir vorbei und verpuffte. Ob ich ihr auch von meinem Plan und von dem Alligator erzählen würde? Ich musste meine Zunge besser hüten.

Es ist hilfreich für uns, sagte die Spinne, wenn diejenigen, die nichts haben, auch nichts wollen.

Dieser Satz kam mir nicht richtig vor. Doch ich konnte nicht sagen, was genau mich störte. Wie Sie wissen, finde ich es häufig mühsam meine Gedanken zu finden und sie ordentlich wie bei einer Perlenkette aneinander zu reihen. Sehr ärgerlich, aber es ist sehr schön, dass ich, wenn ich mit Ihnen rede, keine Probleme habe.

Rübezahl, sagte ich schließlich zur Spinne, hätte dir erklären können, warum Geld ein Übel ist. Egal ob man es hat oder nicht. Geld ist ein Gott, dem die Menschen dienen und opfern, dem die Leiden und die Freuden der Kreatur einerlei sind. Kennst du die Tanzwettbewerbe aus den Schwarzweißfilmen? Für diese Marathons gab es ein Preisgeld. Die Paare tanzten bis eines übrig blieb, alle anderen schieden aus oder brachen zusammen. Die Mehrheit muss ein Verlierer sein, damit wenige als Gewinner gekürt werden. Das ist ein Wahnsinnsspiel. Die Hüter des Mammon und die Helden der Arbeit huldigen immerfort ihrem Gott. Tanzen statt aus Lebenslust bis zur Todeserschöpfung.

Ich dachte daran, wie ausgelassen Rübezahl am Lagerfeuer sang, dabei mit dem Fuß den Takt stampfte, schließlich aufsprang und tanzte. Wir beide rundherum und sausedieschritt bis wir uns wie Wattebällchen fühlten.

Wäre es dann nicht klug, sagte die Spinne, dafür zu sorgen, immer als Gewinner hervorzugehen?

Ich überlegte, was Rübezahl geantwortet hätte, so dass es nicht dumm erschien. Ich biss in ein Gebäckstück. Brot und Kuchen stillen den Hunger, dachte ich.

Aber wäre es nicht ausgesprochen klug für alle, sagte ich, wenn in einer Brotfabrik fleißige Hände Brot backen, damit alle den Duft riechen, den Geschmack auf der Zunge spüren, die Sättigung im Bauch fühlen

können? Stattdessen geschieht Ungeheuerliches, weil Geld fehlt, das Profit abwirft. Der Ackerboden wird nicht gepflügt. Das Getreide in den Kornkammern verfault. Die Brotfabrik verfällt und die Menschen hungern. Ihre Hände sind leer, keine Arbeit, kein Geld, kein Brot. Millionen sterben. Einige rütteln an den Fabrikatoren und schreien, Arbeit sei ihr Recht. Das ist verrückt. Sie sollten besser auf Arbeit und Geld pfeifen, in die Fabrik gehen und das Brot backen. Schließlich ist doch alles vorhanden.

Ich war zufrieden mit mir. Rübezahl hätte es sicherlich gefallen. Ich hatte doch von ihm gelernt.

Du bist eine Revoluzzerin, sagte sie und ein Lächeln umspielte ihren Mund, aber das wird nie geschehen, denn hungern ist nicht verboten, stehlen schon. Wäre es meine Fabrik, dann würde ich die Fabrikstürmer von Soldaten erschießen lassen. Meins bleibt immer meins. Schau nicht so erschrocken. Heutzutage werden die Leute nicht erschossen, denn sie sind brav. Sie jammern nur mehr oder weniger laut oder geben den noch Schwächeren die Schuld.

Da war ich zunächst ratlos, denn Gewehrkugeln sind härter als Fäuste. Doch dann hatte ich eine Idee. Die Armee sollte abgeschafft werden, sagte ich, dann kann sie niemanden töten. Erwartungsvoll sah ich die Spinne an, ob sie mich auslachen würde.

Kleine Revoluzzerin, sagte sie, die Soldaten schreien auch nach Arbeit und Geld und wir haben das Geld und geben ihnen die Befehle.

Da wusste ich wieder nicht, was ich antworten sollte, wäre ich klüger, hätte ich mehr von Rübezahl gelernt. Plötzlich spürte ich den Griff meines Massas, sein warmes, poliertes Holz in den Händen.

Aber, sagte ich, wenn die Soldaten verstehen, dass sie kein Geld für Brot brauchen, dass für alle genug da ist, dann werden sie die Gewehre wegwerfen. Soldaten wollen auch keine Mörder sein und sie wollen auch nicht sterben. Denn die Fabrikstürmer haben, wenn vielleicht keine Gewehre, so bestimmt Messer.

Die Spinne beugte sich vor. Eine Duftnote von Sandelholz, Weihrauch und betörend Würzigem wehte zu mir. Dann glitt sie zurück und griff nach einem Block und einem Bleistift. Ihre Hand setzte Striche aufs Papier.

Ich sah mein Spiegelbild in ihren Brillengläsern und fragte mich, was an mir dran war, das es zu zeichnen lohnte. Schließlich war ich kein besonderes Insekt oder eine berühmte Persönlichkeit. Vielleicht brauchte sie ein neues Körperteil für ihre Wand. Wie ich wohl unter der Haut aussah? Mit all den Nerven, Sehnen und Muskeln? Dem Fett und den Knochen? Wem das Gesicht genommen wird, der ist gar nicht als Ich erkennbar. Das Bild des schwarz Verhüllten auf der Straße blitzte auf und ich bekam eine Gänsehaut. Gedanken überfielen mich. An den zitternden Meister Langohr, an den zerrissenen Gägä, an die erschlagenen Kinder Ägyptens, an die Frau auf dem Küchenboden.

Ich wendete mich von der Brille der Spinne ab und blickte in das Funkeln der Kristalltropfen. Gerne hätte ich mir einen Tropfen gepflückt und in den Mund gesteckt. Ein Bergkristall aus dem Inneren der Erde, solange im Dunkeln, so strahlend im Licht. Vielleicht würde er nach Erde schmecken, nach Wasser, Pflanzen, Gestein.

Würdest du dein Messer ziehen und einen Soldaten erstechen?, fragte die Spinne.

Ich zuckte zusammen. Sie wusste von dem Messer und meinen Absichten. Aber nein, dachte ich mir, ich selbst hatte doch von den Messern gesprochen. Die Spinne konnte nichts von meinem Mass ahnen. Sie war keine Gedankenleserin. Doch auf einmal wurde ich mir unsicher. Können böse Menschen das Böse in anderen erkennen, selbst, wenn sie noch nichts getan hatten? Wenn sie das Messer in der Hand nur spürten? Gleich einem Händedruck, dessen Spur eine Weile verbleibt?

Es war verwirrend. Die Spinne würde tun, was immer sie wollte, ob gut oder böse. Dennoch mochte ich ihre Gegenwart, wenigstens ein Stückchen, obwohl mir bewusst war, dass sie gefährlich war. Zu gern hätte ich ihre Augen gesehen.

Ich rate dir, sagte die Spinne, benutze dein Messer. Soldaten sind dazu da, um zu töten und getötet zu werden. Das ist ihre Aufgabe, ihre Pflicht. Wenn du leben möchtest, dann sei keiner dieser Idioten, die mit Blumen Gewehren entgegentreten. Die Soldaten benutzen sonst deinen Schädel als Trinkgefäß und feiern ihren Sieg mit Spottliedern.

Aber wenn man einen Soldaten tötet, sagte ich, dann muss man immer mehr umbringen. Das nimmt kein Ende. Was für ein Gemetzel.

Durch Blut zu waten, bringt kein Glück. Da spaziere ich doch lieber über Wiesen und Wege. Mit frischer Luft in der Nase und über mir der weite Himmel.

In eine andere Welt, hatte Rübezahl gesagt. In der alten besteht die Unterdrückung auch ohne Unterdrücker, denn die Macht herrscht in unseren Köpfen, von uns erschaffen. Auf ihrem Altar geopfert werden Soldaten, Arbeiter, Banker, einfach alle, egal ob Profiteure oder Elendsopfer.

Die Spinne nahm meine Hand, inspizierte sie. Ich dachte an Hänsel und Gretel, die in den Ofen geschoben werden sollten, wenn sie fett genug geworden waren. Die Hand der Spinne fühlte sich warm und weich an. Hände, die sich sanft auf deine Stirn legen und bei denen du die Augen schließt, weil du Trost empfängst und es dein Fieber lindert.

Ich bin Künstlerin, sagte die Spinne. Ich beobachte. In deinen Augen erblicke ich einen stillen See. Doch ein Unwetter kann ihn aufpeitschen und wer hinein stürzt, findet nicht zurück. Hast du jemals dermaßen geliebt, dass es dich fast zerstört hat?

Die Frage klang nach einer Drohung. Die Spinne drückte meine Hand. Mir wurde flau und schwach. Und ich dachte an Gretel, die einen dünnen Stock statt des Fingers hinhielt, um zu täuschen.

Liebe, sagte die Spinne, in ihr verbirgt sich eine Zerstörkraft. Sie lässt einen verraten, lügen, betrügen, vernichten und schließlich bleibst du allein. Der liebe Wolf hat sich an dir satt gefressen. Sein Knurren und Schmatzen ist das, was dir bleibt. Die Musik deines Lebens.

Das hörte sich furchtbar an. Wenn das der Spinne zugestoßen war, dann tat sie mir leid. Ich liebe meine Mama und vermisse sie. Claire ging mit den Freiern, aber nicht mit mir, was mich traurig macht. Das Lächeln des kleinen Gargoyle ist wunderbar, doch ich Sorge mich um ihn.

Du solltest dein Gesicht sehen, sagte die Spinne. Ich mag meinen Bruder, ich mag mein Rennpferd, aber Liebe empfinde ich nicht, denn ich könnte niemals einen Geringeren lieben und das sind sie alle. Ich habe einiges beobachten können von herzerreißenden Romanzen bis verzehrender Leidenschaft. In diesen Komödien und Tragödien hatte ich zuweilen selbst eine Rolle. Solange es mir Vergnügen bereitete.

Ich mag dich nicht, aber ich bin gerne bei dir, sagte ich. Welch ein Gemisch an Gefühlen. Ich wurde aus der Spinne nicht schlau, und aus mir auch nicht, denn ich wollte von ihr hören, dass sie gerne mit mir beisammen sei.

Ich finde es angenehm, dich zu Gast zu haben, sagte sie. Du bist mir seit langem aufgefallen. Ich habe auf dich gewartet und du bist gekommen.

Sie ließ meine Hand los und die Wärme verließ mich mit ihr. Ich griff nach dem Teeglas.

Mein Aufenthalt, sagte sie, während sie die Zeichnung fortsetzte, hat sich mit dir bereits gelohnt, sonst hätte ich ihn bedauert und wäre doch lieber ins Kloster gegangen.

Man kann sich aussuchen, ob man ins Gefängnis oder ins Kloster geht?, fragte ich, denn davon hatte ich noch nie gehört.

Ich habe es mir ausgesucht, sagte die Spinne. Ich besuchte die Huli auf Papua Neuguinea, in Sibirien tauchte ich im Baikalsee und am Ende der Welt umsegelte ich Kap Hoorn. Ich gehe wohin ich will. Selbstverständlich hätte ich die vom Gericht verhängte Geldstrafe bezahlen können, aber ich wollte eine neue Perspektive erproben. Im Kloster hätte ich ausgebrannte Geschäftsleute oder frustrierte Ehefrauen beobachten können, die meditieren, doch als Künstlerin fasziniert mich ebenso die Gosse, der Pöbel, die Gestrandeten, die Asozialen.

Ich wartete darauf, dass sie sagte, ich sei nicht damit gemeint, aber sie zeichnete bloß weiter. Das war wirklich nicht nett von ihr. Dabei hatte sie vorhin erst gesagt, dass sie mich als Gast schätzte. Aber vielleicht hieß das, dass sie gerne Asoziale einlud, um sie zu studieren wie ihre Insekten. Sie war die Spinne und lauerte im Netz bis sich jemand darin verfing, den sie dann in einen Kokon spann und lagerte.

Rosalie, sagte die Spinne und mit diesem Wort wischte sie meinen Ärger hinweg. Mein Name aus ihrem Munde war eine Melodie, der ich nicht widerstehen konnte. Möchtest du noch einen Tee? Sie füllte mein Glas nach. Danach legte sie ihren Finger unter mein Kinn und sagte, was kann ich für dich tun? Ich könnte so vieles für dich tun, aber was willst du?

Fast hätte ich geantwortet, sie solle die Brille abnehmen, damit ich ihr in die Augen sehen konnte. Hatte ich wie in den Märchen drei oder nur einen Wunsch offen? Wenn ich nur einen Wunsch haben sollte, dann durfte ich ihn nicht vertun. Also sagte ich, du sollst dem Frosch mit der gebrochenen Nase das Fürchten lehren.

Von allen möglichen Wünschen, ist es dieser?, sagte sie, der Frosch wie du ihn nennst.

Irgendwie erschien mir meine Bitte auf einmal klein und runzelig gleich einer vertrockneten Erbse. Mir war, als hätte ich das falsche Lösungswort für ein Rätsel gegeben und würde nun enthauptet, da ich doch nach den saftigen Weintrauben hätte greifen können.

Ihre Finger wanderten zu meinem Hals, spürten das Pochen meiner Halsschlagader und ich war völlig wehrlos. Ich hätte mich nicht rühren können. Ihr Daumnagel ritzte über meine Haut und ihre Hand umschloss meinen Hals.

Rosalie, sagte die Spinne, ich will dich. Ich will dich von Kopf bis Fuß besitzen, dann werde ich dir alle Wünsche erfüllen. Alles was du dir erträumst. Du musst nur einwilligen, es aussprechen.

Mir wurde klar, dass ich mein Massa nicht führen müsste, denn die Spinne würde vernichten können ohne zu bereuen, sogar sich daran erfreuen, mit einer Grausamkeit, die allein Strafe genug wäre. Ich wusste, sie wäre zu allem fähig, ich müsste es nur von ihr erbitten.

Ich wollte mich ergeben, doch ein Funke in mir glühte auf. Der Gedanke an Sie. Ich sah Ihr Fauchen, ihre scharfen Zähne und Krallen und kam wieder zu Sinnen. Die Freiheit darf ich nicht verlieren, ich darf Sie nicht verlieren, darum muss ich kämpfen.

Der Frosch, sagte ich, ist dumm, weil er sich vor nichts fürchtet. Er wiederholt stets die gleichen Fehler, da könnte man ihn verprügeln wie man wollte. Ich habe nur einen Wunsch. Er soll sich von der Frau in Zelle 36 fernhalten.

Die Spinne drückte zu und ich sah Flecken vor meinen Augen pulsieren.

Was bedeutet dir diese alte Frau?, fragte sie und setzte sich zurück auf den Stuhl als sei nichts vorgefallen. Nun ich konnte ihr nicht erzählen, dass sie eine Hexe war, eine geschwächte zwar, aber immer noch eine Hexe. Niemand darf eine Hexe verraten.

Eine alte Frau muss mit Respekt behandelt werden, sagte ich. Er hat sie angespuckt, das ist ein Verbrechen. Sie ist krank und kann sich nicht verteidigen. Kannst du ihm das Fürchten lehren?

Du hättest keine bessere Lehrmeisterin finden können, sagte sie. Ich kredenze ihm einen Festschmaus. Löffel für Löffel gewürzt mit Schrecken und Schauer, und am Ende des Mahls wird er unter dem Tisch kauern und sein eigenes Schlottern und Klappern wird ihn ängstigen. Vorausgesetzt du begleichst die Rechnung, denn du hast bestellt.

Ich war entschlossen, zu zahlen. Nur fragte ich mich, wie hoch der Preis sein würde und ich ahnte nichts Gutes.

Wissen Sie, was ich immer widerlich fand? Einen Sonnenbrand. Also nicht die Krebshaut, sondern, wenn die Haut zu pellen anfängt und dann Hautfetzen abgezupft werden. Ich mag gar nicht daran denken, denn sofort schüttelt es mich. Hinsehen geht überhaupt nicht, dann empfinde ich sogleich einen Phantomschmerz. Ich hoffe, niemals wird Ihnen das Fell über die Ohren gezogen. Ihr Fell am Körper eines anderen, das wäre gar grausig. Keiner sollte sich mit Ihrer Haut kleiden. Ich soll nur ein Stück Haut verlieren, nur ein wenig wird mir herausgeschnitten für ein Lederarmband. Das werde ich wohl schaffen, oder?

Aber sorgen Sie sich nicht, freuen Sie sich. Morgen werden Sie das Schiff besteigen. Schifffahrt, ein großartiges Wort. Am liebsten hätte ich noch ein viertes Eff, aber das gibt es nicht. Moment mal, Schifffahrt, wie es mir gefällt.

Das Eff kann frei wählen, es muss sich nicht an Schreiblinien halten. Es kann sie wie ein Blumenstil durchbrechen, es wurzelt hinab und ragt hinauf. Schnörkel formen Wurzel und Knospe. Die Kumpel aus seiner Bande sind auch nicht ohne. Da wären die Zwillinge Kuh und Peh, sein Busenfreund Eßzett, die Vettern Üppßilon und Jott und sein kleine Bruder Geh. Oft plapperten sie auf der Wippe, die hatte einen Kippunkt. Und wer ihr nicht applaudierte, den ploppte sie hoppelapopp in die Pampa.

Stellen Sie sich vor, was auf dem Gang passiert ist, als ich zurückging. Die Terroristin schubste mich in ihre Zelle und knallte die



Tür zu. Sie wirkte erobst wie ein Racheengel, entflammt vom heiligen Zorn, also so wie in einem Gruselfilm, dritter Klasse.

Was planst du? Du willst dich ins Verderben stürzen, stimmt's? Ich merke es dir doch an.

Ich fand das theatralisch, was für ein Kitsch. Ich ballte meine Hände zu Fäusten, wenn sie mich nochmals anfassen würde, würde ich zuschlagen. Nicht versehentlich, sondern absichtlich.

Die Terroristin bemerkte meinen Widerstand und ihre Miene wurde zu einer Oberlehrermaske. Und daher blieb mir auch der Tagesspruch aus dem dicken Buch nicht erspart.

Jesus sagt, wer zu seinem Bruder sagt, du gottloser Narr, soll dem Feuer der Hölle verfallen sein.

Die Terroristin wartete auf meine Reaktion, aber ich schwieg und überlegte, ob ich sie wegstoßen musste, um an die Tür zu gelangen. Sie wiederholte ihr Sätzlein und ich hätte fast gelacht. Glaubte sie, ich würde in der Hölle landen, wenn ich sie als Idiotin beschimpfen sollte? Das sollte mich einschüchtern? Was für ein Plagegeist, wie erbärmlich sie doch war. Nur leider setzte sie zu einem Monolog an, der mir mulmig zumute werden ließ. Ich hätte mir am liebsten in den Hintern getreten, blieb ich doch anfällig für ihr Geschwafel.

Ich will dir helfen, sagte sie, ich bin deine einzige Freundin, das musst du begreifen. Es ist meine Pflicht als Gläubige, dich zu warnen vor deinem Weg in die Hölle. Die Hölle existiert.

Diese Gelehrten, Hirten und Dummköpfe, die sie abtun als Metapher, als Ammenmärchen, als Schreckgespenst der Gestrigen, irren und führen damit sich und andere direkt in die Hölle. Alle, die nicht an die Hölle glauben, bezichtigen Jesus der Lüge, wie können sie es wagen. Jesus hat uns immer wieder vor der buchstäblichen Hölle gewarnt, in der unser Körper in Feuer und Schwefel auf ewig brennt. Jeder Mensch hat die Hölle verdient, denn jeder Mensch ist verdorben. Jedes Übertreten seiner Gebote belädt uns mit Schuld und er wird nicht unsere guten Taten gegen die schlechten aufwiegen. Nein. Eine einzelne Sünde beleidigt seine Größe, seine Erhabenheit, seine Heiligkeit und der gerechte Gott wird die Sünder richten. Das ist die Realität des Universums.

Wenn wir seine Gnade nicht annehmen, enden wir in der äußersten Finsternis des Universums, für immer verloren. Wer an Jesus glaubt, wird errettet. Bereue und büße. Beginne ein Leben zu Ehren Gottes. Dann wirst du erlöst sein. Verstehst du jetzt? Alles, was du auf Erden erlebst, das Gute, das Schöne, aber auch das Schlimme ist Gnade im Vergleich zur Hölle. Alle, die im Gefängnis klagen, was für ein Unrecht ihnen angetan wurde, was für eine miese Kindheit, sie doch gehabt hätten, Papi hat mich angefasst, Mami hat mich nicht lieb. All das ist Gnade. Stell dir Krieg, Gewalt, Elend vor. All das ist Gnade. All dies beinhaltet zumindest ein Fünkchen Hoffnung, denn es wird enden. Alles auf Erden wird enden.

Doch in der Hölle wird es niemals enden. Nichts wird dich erretten, nichts wird deine Qual lindern. Bedenke also, was du tust, glaube nicht an diese Blender, die Jesus als Popstar, als Hippie, Guru anpreisen. Glaube, was er uns selbst in der Bibel gesagt hat. Seine Worte sind die Wahrheit, mehr bedarf es nicht zu wissen. Ich sage dir die Wahrheit, also was willst du von ihr?

Dass ich zur Spinne gegangen bin, wurmte sie heftig, aber niemals würde ich ihr sagen, was wir verabredet hatten, auch wenn die Angst in meine Eingeweide kroch. Ich fürchtete mich angesichts ihrer Hölle, ich kam nicht dagegen an, obwohl ich es besser wusste. Aber in dem Moment fühlte ich so und nicht anders. Und ich dachte mir, ich hätte der Terroristin einen Stuhl beim Festschmaus reservieren sollen.

Hölle. Welcher Mensch mit Mitgefühl kann sich wünschen glücklich und selig im Himmel zu sein, während seine Liebsten in der Hölle gequält werden? Der Himmel müsste von Psychopathen bevölkert sein. Was sollte ich im Himmel ohne Mama. Ich will bei ihr sein, eine Ewigkeit ohne sie, wäre keine Errettung. Was für Menschen haben sich einen solchen Gott ersonnen, Zombies? Ein Mensch mit Moral würde niemals sein Knie vor ihm beugen. Diesen Gott müsste man mit einer Supernova töten, verdammt, er ist unsterblich. In ein schwarzes Loch verbannen, verdammt, er ist allmächtig. Vielleicht könnte Loki, der Gott der List, den Tyrannengott austricksen, verdammt, er ist allwissend.

Durch die Vorstellung an Loki konnte ich die Götterwelt schrumpfen lassen. Sie zurück in die Phantasiewelt schicken. Nachtgestalten unter

dem Kinderbett. Die Terroristin betrachtete mich, schüttelte den Kopf und öffnete mir die Tür hinaus aus ihrer Monsterwelt.

Brennen wirst du, flüsterte sie mir zu, als ich an ihr vorbei ging. Ich lächelte, wenn sie wüsste, wie Recht sie hatte.

Gute Nacht.

\*

Ich sitze auf dem Tisch, den Rücken gegen die Wand gelehnt, und habe soeben das letzte Papierknäuel aufs Bett geworfen. Neben mir liegt die Streichholzschachtel.

Bald werden Sie das Schiff besteigen und auf große Fahrt gehen. Ich hoffe, Sie können Essen aus der Kombüse stiebitzen. Könnten Sie sich doch von Erdbeeren, Orchideen und Vanilleschoten ernähren, wie Sie duften würden, aber ihre Leibspeise ist Fleisch. Achten Sie darauf, nicht den Kapitän zu verspeisen, denn er muss das Schiff steuern. Sie trifft keine Schuld. Sie haben keine Wahl.

Daher können Sie mein Schwanken bei Wellengang nicht verstehen. Ich habe eine Wahl und daher bin ich verantwortlich. Ich könnte die Mörderin stoppen. Aber ich will es gar nicht, nein, ich will meine Bedenken über Bord werfen, die letzten Seile, die mich noch binden in die Gischt schleudern. Komisch, ich dachte immer, ich würde mich kennen und auf einmal ist alles anders, oder doch nicht?

Der Schmerz unter meinem Verband erscheint mir fast reizlos. Bis er mich hin und wieder überrumpelt, nach mir schnappt wie ein bissiger Hund. Im Moment kuscht er. Vielleicht lässt er sich zähmen, zu einem Wachhund abkommandieren. Dann gibt er Laut, wenn ich mich von meinem Plan ablenken lasse oder die Kontrolle zu verlieren drohe. Jede Schwäche erschnüffelt er. Jeden Zweifel knurrt er an. Ein braunschwarz, gefleckter, struppiger Kraftbolzen, der mich daran erinnert, dass Menschen andere verletzen oder schlimmeres, ohne dabei zu fühlen, außer vielleicht Lust und Freude. Menschen wie die Spinne oder der Vater der Toten auf dem Küchenboden.

Ich habe vorhin in den Spiegel geschaut. Ich kann keine Ähnlichkeit zu der Frau auf dem Küchenboden entdecken, nicht die geringste. Sie sah aber auch nicht wie ihr Vater aus. Ich weiß, dass sie nicht seine Augen hatte, sie waren nicht blau.

Wenn ich der Tochter auf dem Küchenboden nicht begegnet wäre, dann wäre sie eine Oma geworden. Wenn ich könnte, würde ich diesen einen Tag in ihrem Lebensbuch ausradieren. Dann würde sie etliche Zeiten später ihr Leben erinnern. Den Tag als sie den Schlüssel für ihre erste eigene Wohnung ins Schloss steckte. Die Wände nach Farbe rochen. Kartons und Möbel herumstanden. Die Kristallgläser mit Prickelwasser gefüllt waren. An diesem Tag stand alles auf Anfang.

Den Klang des Kristalls hätte sie noch in den Ohren, wenn sie genau hinhörte und als Oma erinnert sie sich, wie gern sie die Vögel von ihrem Balkon aus beobachtet hatte, wie sie mit ihren Freundinnen lachte und mit den Kindern spielte. Wie sehr sie das Leben geliebt hat und schließt müde die Augen.

Ich habe ihr alles genommen. Ihr Verlust bedrückt mich, auch wenn sie nie erfahren konnte, was ich ihr angetan habe. Ihr Vater wird wissen, was ich ihm antun werde, aber das bekümmert mich nicht, nein, er soll es wissen. Ich, Rosalie, die Tochter meiner Mutter, werde ihn ansehen und ich werde ihm mein Messer ins Herz stoßen. Frei werde ich sein und ich werde zu Claire laufen. Sie wird erfahren, wozu ich fähig bin und wie ernst ich es meine. Gemeinsam gehen wir, wohin wir wollen. Kein Freier, keine Madame, kein Priester wird uns aufhalten.

Das Buch habe ich zerpfückt. Irgendwie behagt mir der Gedanke nicht, aber es ist bloß das dicke Buch, das gibt es massenweise auf der Welt. Ich weiß nicht, vielleicht mehr als Klopapier. Ich hatte es wegen seiner tausendvierhundertfünfzig Seiten ausgewählt, die ich zerknüllt und aufs Bett geworfen habe. Zunächst hatte ich Seite für Seite geknickt und abgetrennt. Ich wollte es ordentlich haben, denn ich mag es nicht, Bücher kaputt zu machen. Es sollte nicht ausgefranst aussehen, irgendwie zerfleddert und abgehackt. Doch es waren zu viele Seiten. Also habe ich es zerrissen und zerfetzt.

Das Bett ist übersät von Papier und jedes Knäuel ist einzigartig in seiner Gestalt. Der Anblick gefällt mir. Könnte Kunst sein, wenn es nicht

einfach nur Zündstoff wäre. So wird es sein. Feuer frisst sich ins Papier, verschlingt ungezählte Buchstaben, löscht ein Buch aus.

In der Schachtel liegen zwei Streichhölzer. Der Terroristin war sie aus der Hosentasche gerutscht. Ich mag es, wenn ein Feuerkopf an das Seitenplättchen ratscht. Sein Haupt zischt und knistert, riecht nach Feuerwerkskörpern, und erlischt zu einer Rauchfahne. Meistens sterben Menschen an einer Rauchvergiftung, bevor ein Feuer sie verbrennt.

Feuer kann Angst bereiten, wenn es zügellos wird und weder Freund noch Feind kennt und über alles mit Hitze kommt. Wenn das Feuer im Rausch ist, kann es seinen Appetit nicht hemmen. Es sagt nicht, das schmeckt mir aber nicht, probier ich halt ein anderes Stück, nein, es verzehrt alles, an dem es züngeln kann und verschmäht nichts, das schwächer ist als es selbst.

Ich werde ein Streichholz entzünden. Ich kann nicht weglaufen, die Tür ist verschlossen, aber ich werde nicht um Hilfe rufen. Ich werde ins Feuer starren, sehen, wie es sich ausbreitet, wissen, was es von mir will. Das Feuer wird nach mir lechzen und mich seine Hitze spüren lassen.

Meine Angst werde ich festhalten. Sie ist mein Köder. Denn diesmal bin ich es, die mein Fieber, den Angreifer, der mich vernichten will, anlockt. Das Zellenfeuer soll das Feuerfieber in mir entfachen. Ich werde meinen Feind für meine Zwecke nutzen. Das Fieber wird in mir zünden und ich werde glühen. Dann muss man mich ins Krankenhaus fahren. Ich kenne seine Gänge. Keine Mauer, kein Stacheldraht umgibt es. Ich werde die Hindernisse überwinden.

Wenn ich aus dem Krankenhaus entkommen bin, werde ich Claire suchen und finden und sie wird in meinen Augen erkennen, dass ich vor ihren Geistern nicht weichen werde. Das Blut an meinen Händen wird sie nicht sehen können, aber sie wird wissen, welche Grenzen ich überschritten habe, nicht nur die Grenzen dieser Mauern und welchen Kampf ich gefochten habe, nicht nur gegen das Feuer in mir. Ich werde an Claires Seite stehen, das brauche ich ihr gar nicht zu versprechen, denn sie wird es spüren und sie wird ihre Ängste zurücklassen, denn wir sind zu zweit. Zwei sind immer stärker als eine.

Der Wassermann dagegen wird nie Freiheit erlangen, obwohl er die Dinge besitzt, die frei machen sollen. Ein Auto, eine Penthousewohnung und Geld. Immer wollte er mir Dinge kaufen, eine neue Jacke, neue Schuhe. Den Geschichtenerzähler mochte ich, doch den Wassermann, der besitzen und bestimmen muss, den werde ich nie wieder besuchen. Bei dem Vorfall mit dem Geldschein hätte ich bereits gehen sollen. Ich wundere mich auch jetzt wieder einmal, warum ich ihm nicht den Rücken gekehrt habe, aber Geschichten können ziemlich verführen.

Den Geldschein fand ich in meiner Hosentasche. Als ich ihn entdeckte, habe ich mich nicht gefreut, ich wurde sogar recht wütend, dermaßen, dass ich ihn zuerst nur anstarren konnte und fast glaubte, ich würde ihn dadurch pulverisieren. Mein Blut kochte. Ich wollte den Schein zerreißen, ihn zu Konfetti schreddern. Dieses Geld war zu mir gekommen, ohne dass ich es eingeladen hatte. Es war ein Überfall.

Am Abend zuvor hatte ich auf der Couch des Wassermanns gesessen. Vor dem Kamin, eingehüllt in einer Decke, hatte ich darauf gewartet, dass meine Wäsche im Trockner fertig wird. Das Kaminfeuer rekelte sich auf den Holzscheiten, ruhig und zufrieden war es. Ich legte meinen Kopf auf die Seitenlehne, dösig und wohlig war mir, und überlegte, wie es wäre, wenn ich meine Hand ausstreckte, das Feuer an meinen Fingern leckte und dann auf meinen Arm glitt. Es würde in seinen Farben pulsieren und wispern. Das Feuer gab es schon viel länger auf der Erde als mich oder sonst jemanden.

Der Wassermann kam mit einem Kissen. Es war weich wie Moos. Er setzte sich zu meinen Füßen und ich sagte ihm, das Feuer sei heute so friedlich, wo es denn herkomme? Da erzählte er mir eine Geschichte, die von Prometheus und dem Feuer. Ich hörte dem Geschichtenerzähler gerne zu, er konnte mich in eine andere verrückte Welt führen. Ich wollte immer wissen, wie es weiter geht, war begierig, das Ende zu erfahren und gleichzeitig sollte es nie enden.

Der Geschichtenerzähler legte meine Beine über seine Knie, damit ich sie ausstrecken konnte. Dann legte sich seine Hand auf mein Bein, sanft und schützend war sie. Eigentlich mag ich es nicht, angefasst zu werden, das wissen Sie längst, und sonst erlaubte ich es ihm auch nicht, aber

diesmal fühlte es sich vertraut an. Ich entspannte mich und folgte dem Pfad der Geschichte.

Gott Zeus liebte seinen Sohn Zagreus wie nie einen anderen. Er nannte ihn seinen eingeborenen Sohn, auf ihn wollte er all seine Macht, seine Herrlichkeit eines Tages übertragen. Doch die Feinde der Götter zerrissen Zagreus und aßen sein Fleisch.

In seinem Schmerz schleudert Zeus seinen Blitz auf die Titanen und sie verbrennen zu einem Haufen Asche. Prometheus formt aus diesem Aschehaufen die Menschen. Doch Zeus missfallen diese Sterblichen. Er will sie vernichten. Also nimmt er alles Feuer von der Erde fort. Der Schöpfer weiß, dass die Menschen das Feuer benötigen und begibt sich in die Schmiede des Hephaistos. Während er mit ihm spricht, hält er ein Stück Liane in die Glut der Esse und schmuggelt den Funken hinaus zu den Menschen.

Als Zeus auf Erden überall die Lichter brennen sieht, sinnt er auf Rache. Er befiehlt dem Hephaistos, eine Kette zu schmieden. In der Kette wird Prometheus an den Kaukasus genagelt. Ohne Speise, Trank und Schlaf muss der Schöpfer Jahrhunderte Pein erleiden. An jedem einzelnen Tag frisst ihm ein Adler seine Leber heraus, die ihm in der Nacht nachwächst. Solange bis der Held Herakles ihn aus Mitleid erlöst. Mein wundervoller Held Herakles.

Als der Geschichtenerzähler schwieg, sah er mich an. Mit einem Blick aus Schokohasenaugen. Ich verspürte einen Moment von Schmelzgefühl, das denke ich, das war es, ein Moment leicht und flüchtig. Ich war nicht verwirrt oder überrascht, es fühlte sich normal an. Der Geschichtenerzähler beugte sich über mich.

Ich liebe dich, formten seine Lippen, sein Atem auf meiner Haut. Ich musste weder lachen noch war ich erzürnt. Ich ließ es geschehen. Sein Kuss traf mich. Irgendwo in mir, nirgends fassbar, stach ein Schmerz. Ich schloss meine Augen, um ihn zu finden. Claire. Sag es richtig, Rosalie, liebst du mich? Und plötzlich ballte sich der Schmerz in meiner Brust. Rosalie, liebst du mich? Ja, sagte ich. Ich sehnte mich nach ihr, dass ich fast weinen musste. Ich hatte sie nicht verlassen wollen, doch ich konnte nicht anders, sie hatte mich nicht begleiten wollen. Ihre

Hände auf mir. Ich war glücklich, glücklich, dass sie bei mir war. Ich spürte sie, ich wollte sie nicht loslassen. Meine Freundin Claire. Ich öffnete meine Augen nicht.

Als ich in der Stadt den Geldschein in meiner Hand hielt, wollte ich den Wassermann nie wieder sehen, nein noch besser, ich würde ihm das Geldkonfetti ins Gesicht schleudern. Ich ging, den Schein in meiner Faust geballt, doch ich kam nicht weit. Denn ich sah eine Frau, die auf dem Boden kniete, den Kopf gesenkt, die Hände vor sich zu einer Schale geformt. Eine Bettlerin, die sich gleich einer Büsserin erniedrigte. Eine Demütigung vor aller Welt. Für Geld. Ich fand es furchtbar. Ich war abgestoßen und zugleich tat sie mir leid. Ich konnte nicht hinschauen, wie bei einem blutigen Verkehrsunfall, dem man sich nicht nähern möchte. Der Schein fiel zu Boden und wehte in den Rinnstein.

Dank der Evolution hat der Mensch den aufrechten Gang gelernt und dann drückt das menschengeschaffene Geld ihn wieder zu Boden. Was für eine Schande. Die Frau hätte besser eine Bank überfallen. Auch wenn dort nicht besonders viele Münzen und Scheine sind, hätte es doch für sie gereicht.

Banken erzeugen jedoch Geld. Buchgeld heißt das, hat mir der Wassermann erklärt. Die tippen Zahlen in ihre Computer und voilà Geld entsteht und ist grenzenlos vermehrbar, kann nie knapp werden. Klingt eigenartig, ist aber so. Buchhaltung schien mir immer langweilig. Doch der Wassermann fand sie interessant und meinte, ich sollte ihm besser zuhören. Also tat ich ihm den Gefallen, weil ich ein bisschen Schuldgefühle wegen meiner Gedanken an seinen Tod hatte, das war nicht richtig gewesen von mir.

Du unterschreibst einen Kreditvertrag und die Bank bucht dann eine Forderung, also die Summe, die du ihr zahlen musst. Gleichzeitig bucht sie die Summe als Verbindlichkeit, die sie dir gegenüber hat. Sie gibt dir das Geld also gar nicht, sondern sie schuldet es dir. Das Geld ist aber damit in der Welt. Dann überweist du das Geld auf das Konto deines Autoverkäufers und die Bank schuldet dann ihm das Geld. Für das in den Computer eingetippte Geld musst du Zinsen zahlen, damit macht die Bank ihre Gewinne, und wenn du den Kredit nicht abbezahlen kannst, verlierst du deine Sicherheit, also dein Haus, das nicht in einem



Computer getippt wurde, sondern anfassbar, bewohnbar ist. Dein Heim ist.

Der Wassermann meinte, siebenundneunzig Prozent des Geldes sei Buchgeld und das bisschen Bargeld würde bald abgeschafft werden. Das wäre gut, denn dann hätten die Banken die Kontrolle. Die Kunden könnten ihr Geld nicht mehr der Bank wegnehmen, sondern höchstens auf eine andere Bank überweisen. Das ist doch echt blöd, wie soll man dann noch eine Bank ausrauben? So kann nur die Bank einem das Geld stehlen.

Für den Wassermann war Geld eine wichtige Sache, absolut notwendig, ohne Geld würde es primitiv und gewalttätig zugehen. Kultivierte Geschäfte seien dem vorzuziehen. Dennoch fand er, dass das Geld besser verteilt werden sollte, auch die Schwachen ganz unten sollten nicht abgehängt werden. Eine zu große Kluft sei für keine Gesellschaft gut.

Da hätte Rübezahl nur den Kopf geschüttelt und ich habe das auch getan. Geld ist Gewalt, das habe ich kapiert. Geld bestimmt, was eine haben kann und was nicht, es schließt Menschen aus. Und wenn eine ein einsames, trauriges Haus besetzt, dann kommt die Polizei mit Pistolen und wirft sie raus. Dann muss das Haus vor sich hin gammeln und ächzen, hat niemanden, der es mit Freude füllt. Den Todesstoß versetzt ihm eine Abrissbirne, brutal und gnadenlos.

Für das Geld werden sogar Dinge, die genug vorhanden sind, knapp gemacht, denn sonst bräuchte niemand sie kaufen und niemand könnte Geld mit ihnen verdienen. Dinge werden weggeschlossen, verschlechtert, verboten und vernichtet. In einer Stadt hat sich einmal ein Konzern das Wassergeschäft unter den Nagel gerissen und den Menschen wurde verboten, das Regenwasser zu sammeln, das es reichlich und kostenlos gab.

Und dann wird den Menschen auch noch eingeflüstert, sie bräuchten dieses und jenes, wird ihr Verlangen entfacht. Und dann noch all die furchtbaren Bedingungen unter denen Menschen diese Dinge produzieren müssen, denn dem Geld ist es egal, was auf welcher Weise hergestellt wird, Hauptsache es kann sich vermehren.

Das größte Geschäft ist der Krieg, denn der Krieg kann alles vernichten und anschließend kann mit Krediten alles wieder aufgebaut

werden. Hurra, die Wirtschaft brummt. Die Wirtschaft ist nicht für die Menschen da, sondern für das Geld. Denn sonst hätte die Bettlerin sich nicht unterwerfen müssen. Ihr Knie beugen, ihr Haupt senken brauchen. Sie hätte stolzen Ganges der Welt begegnen können.

Auf der Straße gab es aber auch ganz reizende Begegnungen. Frau Butterblume schätzte Worte wie reizend und fein. Auf dem Weg zu Claire war die Frau mir bereits einige Male aufgefallen, wobei sie mich kaum wahrgenommen haben konnte, so gebeugt, wie sie ihr Gefährt vor sich herschob. Im Alter hatten ihre Knochen sie in eine bucklige Haltung gedrückt. Ihr Haar war fein wie Zuckerwatte, ein zierliches Persönchen war sie und wenn sie den Kopf in den Nacken legte, dann blitzten Schelmenaugen auf. Sie hatte die Größe eines Kindes, das Gesicht einer Wettergelebten. Frau Butterblume hatte sie einmal ein Herr begrüßt. Vor dem Supermarkt ließ sie ihren Rollator, eine Art Krückstock mit vier Rädern, stehen und griff sich ihre Einkaufstasche.

Zunächst zog es sie zum Obststand. Manche Frucht nahm sie in die Hand, prüfte sie, was sie entweder zu einem Nicken oder Kopfschütteln veranlasste. Besondere Freude hatte sie an den Granatäpfeln in ihrem Rot, mit den Rubinsteinen in ihrem Inneren. Ich denke mal, Orangen, an deren Duft sie schnupperte, gehörten ebenfalls zu ihren liebsten Sorten. Sie lächelte eine Drachenfrucht an und ließ sich von all der Farbenpracht erheitern. Am Schluss steckte sie dann eine Orange in ihre Tasche.

Guten Tag, Frau Butterblume, begrüßte ich sie an diesem besonderen Tag. Ich hielt einen Pfandbon in der Hand. Ich hatte beobachtet, wie Leute Flaschen sammelten. Aus Mülleimern, aus dem Gebüsch, auf Wiesen oder auf Plätzen. Also hatte ich es auch einmal versucht und meine Beute in den Supermarkt gebracht, wo ich sie in einen Automaten stecken musste, und mir dann ein Papierstreifen ausgespuckt wurde. So ein Papierstreifen ist wie Geld, halt ohne Bilder. Der Streifen würde reichen für Mehl, Zucker, Margarine und Ei. Für einen Kuchen. Für Claire, das Geburtstagskind.

Frau Butterblumes feine Augenbrauenlinien rutschten nach oben. Ein ausgesprochen guter Tag, erwiderte sie und nahm ihre Tasche an

beiden Laschen. Mal schauen, was es heute zu entdecken gibt, sprach sie in das Dunkel der Tasche hinein.

Haben Sie einen Ofen, fragte ich sie. Einen Ofen, sagte sie, ja, einen Ofen, den habe ich, aber da stecke ich kein Menschlein hinein.

So meine ich das nicht, stammelte ich, Sie sind keine böse Märchenhexe. Bestimmt hatte Frau Butterblume ihre Erfahrungen gemacht. Ich wollte sie nicht wegen ihres Rückens beleidigen. Nein, sie war keine Hexe, ich kannte mich schließlich mit ihnen aus.

Ich brauche einen Ofen für einen Kuchen, erklärte ich, Claire hat heute Geburtstag und ich möchte sie überraschen. Ich hielt den Streifen hoch und erklärte, dass ich die Zutaten noch kaufen müsse. Frau Butterblume kicherte und reichte mir ihre Tasche. Wir kauften gemeinsam ein.

Die drei Kupferlinge, die ich an der Kasse noch dazubekam, ließ ich unterwegs fallen, falls eine Geld benötigte und die Straße absuchte, dann sollte sie doch was finden können, denn zu suchen, ohne zu finden, ist nicht angenehm. Ich ging neben Frau Butterblume und erzählte ihr, dass Claire ein besonderer Mensch sei, stark und schön, und dass sie bald nach Paris aufbrechen und ein Café eröffnen würde. Dieses Kaltland sei nicht für sie geeignet.

Frau Butterblume verstand das alles sehr gut. Wenn sie noch jung wäre, würde sie ebenfalls hinaus in die Welt ziehen wollen, aber sie sei alt und würde ihre Heimat vermissen. Zuhause sei halt nicht überall. Das wiederum verstand ich. Aber wenn Claire sich fremd und ausgestoßen fühlte, was sollte ich tun? Ich würde ihr gern die schönen Seiten, all das, was ich kenne, zeigen. Aber Claire war keine Wanderin. Sie war ein Baum, eine Kastanie, die in den Himmel wachsen und Wurzeln schlagen wollte.

Ich stellte die Einkaufstasche auf den Küchentisch und Frau Butterblume stöberte im Schrank. Zu meiner Freude fand sie eine Gugelhupfform. Eine festliche, ehrentagswürdige Backform. Geschwind mixte ich den Teig in einer Schüssel und Frau Butterblume spendierte noch einen Löffel Rum. Rum gehöre unbedingt in einen Kuchen. Applaus, Applaus.

Ich hockte mich vor dem Ofenfenster, damit ich sehen konnte wie der Teig hochging, goldgelb und wunderbar wurde. Frau Butterblume goss

eine Kanne Tee auf. Meine Tasse war mit Rosenknospen bemalt. Wir schlürftten unseren Tee und ich erzählte ihr von Claire, von Rübezahl und von unseren Abenteuern. Die kleine Geschichte aus der Fabrik. Ein riesiger, verlassener Klotz in dem wir übernachtet hatten und in der am Morgen zwei Polizisten uns einfangen wollten. Also Räuber und Gendarm spielt sich mit zwei echten Polizisten, mit zwei echten Trotteln, richtig lustig. Das war ein Klamauk. Frau Butterblume verschüttete vor Kichern fast ihren Tee. Menschen erheitern, löst ein gutes Gefühl aus.

Dann war die Frage, ob der Kuchen nicht an der Form haften bleiben und somit Macken haben würde. Doch das Kunststück gelang. Er war ein Meisterwerk. Ich war mehr als zufrieden, ich war begeistert und wir bewunderten ihn gebührend. Frau Butterblume holte einen Porzellanteller mit Rosenknospenmotiv und ich durfte den Kuchen noch mit Puderzucker bestäuben. Dann brach ich auf zu Claire. Natürlich versprach ich zuvor, ein Stück für Frau Butterblume aufzubewahren und es ihr zu bringen. An Versprechen muss man sich halten, das ist klar.

Lass dich auf ein Abenteuer ein, Claire. Ich verband ihr mit einem Tuch die Augen und sagte ihr, dass wir einen Ausflug machen würden. Dreh dich, Claire, rief ich. Sie breitete die Arme aus und wir wirbelten im Kreis. Rumherum. Fort von diesem Ort.

Auf die Tonne legte ich eine Serviette und stellte den Kuchenteller darauf. Dann steckte ich eine Kerze auf den Kuchen und zündete sie an. Ich kramte aus der Tasche noch zwei Sektgläser hervor und kippte den selbstgemachten Holunderblütensaft von Frau Butterblume ein. Willkommen zum Picknick, Claire. Ich nahm ihr die Augenbinde ab und sie war vor Freude sprachlos. Ihre Augen staunend und strahlend. Meine Überraschung war gelungen. Ich reichte ihr ein Glas, noch immer fand sie keine Worte, und stieß mit ihr an. Claire trank wie eine Dame. Den Stil in ihren langen, eleganten Fingern, den Glasrand an ihren vollen, geschwungenen Lippen, rann der Saft ihren schlanken Hals hinab. Ich schnitt mit meinem Massa ein Stück Kuchen für das Geburtstagskind ab.

Dann kam das Ungeziefer, die Freier. Als hätte die Kanalisation nicht Platz für alle, krochen sie aus dem Gullideckel hervor. Claire musste

auch an ihrem Ehrentag arbeiten. Es war ihr großer Tag und ich wollte sie nicht betrüben. Ich wollte den Freiern keine Giftblicke zuwerfen, nicht heute, denn Claire sollte keine Zornesfalte an mir sehen. Also versuchte ich, meine Gefühle zu verstecken, sie hinunter zu schlucken.

Auf keinen Fall durfte ich mich umdrehen, durfte ich sehen, wie er sie abschätzte und wie er ihr sagte, was er will. Wie Claire mit dem Ekemann fuhr. Dann würde ich ihnen am liebsten die Eiteraugen ausbrennen, mit glühender Messerschneide. Ich schaute auf den Lattenzaun, konzentrierte mich auf eine Kerbe und auf einmal floss mein Zorn auf die Ekelmänner durch mich hindurch. Über die gebrochenen Pflastersteine, durch die Unkraut sprieß, hinaus in den Dreck der Straße.

Die Kerbe hatte die Form eines Türrahmens, fiel mir auf. Türen lassen sich öffnen, führen zu verborgenen Orten, wenn der Schlüssel passt. Es gibt zahllose Türen auf dieser Welt. Ich denke, unmöglich hinter alle zu gucken. Was die Tür im Zaun preisgeben würde?

Eine verwitterte Tür mit Eisenbeschlägen. Die Farbe längst abgeplatzt, kaum erkennbar, nur hier und da Reste. Es dürfte schwierig werden, sie zu öffnen, wuchtig und sperrig muss sie einst gewesen sein. Hat nicht jeder Eintritt gewehrt. Nun roch sie modrig. Ich legte meine Hand auf. Rau und splittrig fühlte sie sich an und ich wunderte mich, wie widerstandslos sie nachgab. Kein Ächzen, Stöhnen, Quietschen. Das Sonnenlicht, das hineinfiel, erhellte ein paar blanke Steinstufen. Ich konnte nicht erkennen, wie viele es waren oder wo sie hinführten.

Ich stieg die Treppe hinab, die sich in einer riesigen Halle befinden musste, denn ich konnte keine Wände erkennen. Ein Blick von mir hoch zur Tür. Ich musste mir keine Sorgen machen, ich konnte jederzeit zum Licht zurückkehren. Im Finsternen zählte ich die Stufen und erwartete stets bei der nächsten Stufe, dass sie die letzte sein würde, aber es ging immer weiter hinunter. Ich hörte Wasser fließen. In der Tiefe musste es einen Fluss geben. Vielleicht führte die Treppe direkt in den Fluss bis auf den Grund, wo eine weitere Tür verborgen war. Welch sonderbarer Ort für eine Tür, sie mochte ein Geheimnis hüten. Ich blieb stehen. Ich wollte nicht ins Wasser. Würde ich überhaupt solange die Luft anhalten können? Ich war mir unschlüssig. Ich blickte zur Tür und erschrak. Denn die Tür war nur noch einen Spalt weit offen. Nur einen Bruchteil

später hetzte ich hoch im schwarzen Nichts und packte die Tür, doch sie wollte zufallen. So ein heimtückisches Biest. Ich presste mich durch den Spalt und stürzte hinaus zu Boden.

Das war knapp. Ich griff den Schutt unter meiner Hand in eine Faust und warf die Schottersteinchen gegen die Tür. Doch sie prallten ab und schlugen mir ins Gesicht. Mit dieser Tür war nicht zu spaßen. Sie war wie eine fleischfressende Pflanze, lockte ihre Opfer an und ließ die Falle zuschnappen. Die Treppe war ihre Speiseröhre, der Fluss ihre Verdauungssäfte und das Rauschen ihr Gären. Ich war gewarnt, nochmals würde ich sie nicht öffnen, und sie verschwand.

Die brütend heiße Sonne wärmte mein Blut wieder auf. Etwas fröstelig war mir schon im feuchten Schlund geworden. Ich fegte mir die Steinchen von der Kleidung und überlegte mir, dass es doch bei all den Türen sicherlich eine geben müsste, die Claire gefallen könnte. Eine Tür hinter der sich erfreuliche Dinge verbargen, die keine Gefahren entblößten. Mein Blick flog über die Bretter und stoppte bei einem Aststück im Holz. Eine ungewöhnliche Form für eine Tür.

Die Tresore in manchen Banken haben eine runde Tür. Habe ich in Filmen gesehen. Hinter solchen Stahltüren stapelten sie Goldbaren. Doch diese Eichentür mit den Lebensringen einer Tausendjährigen war nicht aus Metall, hütete also andere Schätze. Nun, bald würde ich es wissen. Ein Türklopfer, der wie eine knorrige Wurzel aussah, zierte sie. Ich ergriff ihn und pochte einmal gegen das Holz.

Millimeter für Millimeter öffnete sich die Tür, wobei der Duft von Kräutern hinausströmte, von Minze, Rosmarin und Salbei. Solch ein Aroma würde Claire mögen. Ein putziger Spatz landete auf der Türschwelle und beäugte mich. Er flog auf in den Himmel, vollführte Kapriolen und dann sauste er im Sturzflug zurück hinter die Tür. Etwas irritierte mich und ich blickte zum Straßenrand.

Dieses Auto hatte ich bereits eine Weile zuvor bemerkt. Ein altes Modell, nicht so windschnittig wie die neueren und daher unterscheidbar und erkennbar zugehörig zu den drei Buchstaben. Wieso brauchte der Freier so lange, hatte er Startschwierigkeiten? Claire mochte diese Art von Freiern gar nicht, sie bedeuteten mehr Arbeit und Zeit. Als ob eine Hure nicht schon genug Ärger hätte. Diese Freier hätten doch wenigstens

vorgeheizt eine Hure aufsuchen können, damit der Funke besser übersprang. Wirklich rücksichtslos so ein Benehmen.

Freier bedeuten immer Scherereien, allein, dass sie atmen und Claire die frische Luft wegnehmen. Man müsste diese umweltverpestenden Freier verschrotten können. Es wäre gut, wenn sie aufhören würden zu atmen. Rot anlaufen würden sie und dann umkippen, wäre schnell vorbei mit ihnen. Die Huren könnten sie beerdigen. In dem Hain könnten sie in der Erde gestapelt werden, das wäre platzsparend wie auf einem Schrottplatz und sie wären nicht allein, auch schlechte Menschen mögen Gesellschaft und da unten im Dreck stören sie niemanden. Die Huren könnten für ihre Abwrackdienste Geld erhalten und wenn alle Freier unter der Erde sind, dann könnten die Huren die Welt bereisen oder ein Café eröffnen. Was immer ihnen beliebt. Schließlich müssen sie auch einmal an ihre Bedürfnisse denken, an das, was ihnen Freude bereitet.

Ich hatte bei diesem Auto ein ungutes Gefühl, etwas stimmte nicht. Ich sah zurück zur Tür, doch sie war verschwunden, es blieb der Zaun. Ich starrte auf das Aststück und versuchte die Tür heraufzubeschwören, aber das blöde Auto ging mir nicht aus den Kopf. Verflix, ich stapfte los.

Während ich mich der Karre näherte, merkte ich mir die Kombination auf dem Nummernschild. Normalerweise tat ich das nur bei Claires Freierautos. Ich bewahrte sie in meinem Gedächtnis auf, damit nicht verlorenging wer sich an Claire verging. Die Freier wussten nichts davon. Sie dachten, sie könnten ihre schändlichen Taten folgenlos begehen, aber im Leben kommt es zu ungeahnten Verstrickungen. Ich habe sie gesehen, die Gesichter zu den Nummern. Ich werde sie nie vergessen und ich werde ihnen nie verzeihen.

Ein Dreibuchstabenauto passt zu einem Freier wie die Faust aufs Auge. Wie kann eine Autofamilie stolz auf ihr Erbe sein, wenn Zwangsarbeiter und KZ-Häftlinge dafür leiden und sterben mussten? Ein Mensch mit Stolz und Gewissen würde dieses Erbe nicht antreten.

Ich habe über die Reichen gelesen. Rucke die guck, Blut klebt an ihren Stiefeln. Ihre Reichtümer häufen sich, weil sie von den Menschen und der Natur rauben. Die Superasozialen sind heuchlerisch, wenn sie für Kinder spenden, denn ohne sie hätten die Kinder gar keinen Mangel. Sie halten sich für besser, für schlauer, dabei sind sie nur Knechte, deren Dienstjacke goldene Knöpfe hat und die als Oberknechte

Unterknechte drangsaliieren, ihre Gesichter mit den Stiefeln in den Staub drücken können. Für nichts auf der Welt würde ich Milliardärin sein wollen, aber arm sein, ist unter der Knute des Geldes auch nicht lustig.

Ich blickte durch das Seitenfenster des Autos. Ein Baby schlief auf der Rückbank. Sein Köpfchen knickte zur Seite. Ich wollte es näher in Augenschein nehmen und stützte meine Hand aufs Autodach. Ziemlich heiß das Metall. Nun, das Auto parkte in der prallen Sonne. Auf dem Beifahrersitz war eine Einkaufsstüte deponiert. Ob der bescheuerte Klößenarsch in den Supermarkt gegangen war und das Baby im Auto gelassen hatte und dann zum Strich gefahren war und es wieder zurückließ? Alles vermeintlich schnell, schnell? Dieser Lahmarsch? Der Türknopf war nicht heruntergedrückt worden. Ich riss die Tür auf und schnallte das Baby aus der Plastikschale. Schlaff lag es in meinen Armen.

Ich schaukelte es und da gab es einen jämmerlichen Quicks von sich. Ich fächerte ihm mit einer Hand Luft zu. Was war das bloß mit den Babys? Schon wieder musste ich eins retten, aber diesmal war ich vorbereitet. Ich kannte inzwischen alle Krankenhäuser dieser Stadt.

Auf einmal kam eine Hure auf mich zu. Sie nahm aus ihrer Handtasche eine Thermoskanne, dann tränkte sie ein Taschentuch mit dem Wasser und legte es aufs Köpfchen. Weitere feuchte Taschentücher stopfte sie in den Strampler des Babys. Danach schob sie ihr Top nach unten und ein blanker Busen blitzte auf. Ich begriff und überreichte ihr das Baby. Schließlich, nach sanftem Getätschel der Hure, fing es an zu saugen. Gierig wie ein kleines Frettchen trank es.

Die Hure war nicht mehr die Jüngste, aber das konnte täuschen. Ihr Haar war schwarz gefärbt, ihre Fingernägel waren lang in rot lackiert, sie schien auf sie zu achten. Ich denke, sie war eine fabelhafte Mutter. Ich fragte die Hure, ob sie das Baby nicht behalten wolle, aber leider musste sie bereits für drei Kinder sorgen. Die Mutterhure stand diesen Sommer an der Straße, weil ihr Ältester nach den Ferien eingeschult werden sollte und die Schultüte, der Ranzen, Hefte und Stifte teuer waren. Irgendetwas war jeden Sommer und ihre Kinder sollten es nicht schlechter haben als andere. Noch ein Baby war einfach zu viel.

Doch ins Auto zurück zu dem Freier konnte es auf keinen Fall. Er hatte es fast umgebracht. Nur weil er eine Ewigkeit an seinem nutzlosen



Pimmel rubbeln und das Baby derweilen vertrocknen ließ. Ich machte mir Sorgen, um die Hure, die bei ihm war, denn die Versager, also bei denen der Pimmel weich blieb wie eine Knetwurst, die entluden manchmal ihren Frust mit harten Schlägen. Die Mutterhure meinte, keine Hure würde ihn deswegen bedienen wollen, außer denen, die keine Wahl hatten. Die Huren nannten ihn den Stotterer, weil er so lange fürs Kommen brauchte.

Ich mochte die Mutterhure. Ich und das Baby hatten den gleichen Geschmack. Sie strahlte Schutz aus, wie bei einer Kriegerin, die hundert Schlachten gefochten hatte, deren Schwert durch die Leiber der Gegner drosch, die selbst einige Hiebe einstecken musste und die nichts besiegen konnte. Wer auf dem Schlachtfeld überleben wollte, hielt sich am besten in ihrer Nähe auf. Ein unverwüstlicher Haudegen.

Aus dem Hinterhalt tauchten in meinem Kopf Pornobilder auf. Mir schoss die Scham ins Gesicht. Um die Bilder auszublenden, griff ich ins Auto und zog den Türknopf der Fahrertür hoch. Im Innern durchsuchte ich das Handschuhfach nach Informationen. Ein Brief an eine Familie Hansen mit der Aufforderung die Stromrechnung zu begleichen. Die Straße kannte ich, da also wohnte der Freier mit Frau und Kind.

Plötzlich berührte mich jemand an der Schulter. Eine Schrecksekunde verstrich, doch dann sah ich in Claires Gesicht. Ihr Gesicht ist mir das liebste, selbst, wenn sie mich tadelt oder anfunktelt.

Claire war es von mir gewohnt, dass ich an unserem Platz war, auf der Tonne auf sie wartete und befürchtete sogleich Ungutes, wenn sie mich nicht dort vorfand. Sogleich erklärte ich ihr, wie ich das Baby hatte retten müssen, das dieser Vater in der Sonne hatte brutzeln lassen und triumphierend hielt ich das Fundstück hoch, den Brief mit der Adresse, denn es war unsere Aufgabe, das Kleine in Sicherheit zu bringen. Sofie, sagte ich, gehört zu ihrer Mutter. Claire stutzte. Ich hielt den Atem an.

Die kleine Sofie gehört nicht hier her, wiederholte ich. Sofie, der Name schwang in der Luft und er wirkte auf das Mienenspiel von Claire. Ich wusste, sie rang mit sich, denn die Straße zu verlassen, war eine Hürde für sie. Ich nahm Sofie aus den Armen der Mutterhure und legte sie in Claires Arme. Sofie muss hier weg, sagte ich nochmals. Claire betrachtete das Kind und ihr Gesicht entspannte sich. Sie lächelte dem Baby zu und wiegte es sacht in ihren Armen.

Sofie, sagte sie, Sofie muss weg. Sanft tippte ich ihr an die Schulter. Sie folgte mir die Straße entlang. Schritt für Schritt entfernten wir uns und ich konnte es kaum glauben. Am Ende der Straße, als wir abbiegen mussten, holte ich tief Luft, ich wusste nicht, ob Claire jetzt noch straucheln würde, die Grenze tatsächlich überschreiten würde. Und doch sie tat es, sie folgte mir. Das erste Mal, dass sie die Straße der Freier mit mir verließ. Sonst wurde sie in einem Auto gebracht und wieder abgeholt und es war ihre Aufgabe, Geld zu verdienen und sonst nichts. Wie oft hatte ich gebettelt mit ihr einen Abstecher ins Grüne oder in die Stadt zu machen. Ich wollte sie mal weg von den Freiern haben, doch sie hatte stets abgelehnt. Sie war auf ihrem Posten geblieben, gebunden durch unsichtbare Ketten.

Doch nun hatte die kleine Sofie die Ketten gelöst. In Claires Armen konnte sie der Schlüssel. Wir gingen nebeneinander und ich genoss den Spaziergang, genoss wie Claire die neue Welt betrachtete. Es waren kaum Menschen auf der Straße, denn die Hitzewelle ließ sie den Asphalt meiden. Ich schüttete Wasser aus der Flasche, die mir die Mutterhure überlassen hatte auf Sofies Köpfchen, damit es sie abkühlen konnte und beschloss einen Zwischenstopp im Freeiladen einzulegen. Claire ein Stückchen von dieser Welt zu zeigen.

Im Haus de Freiheit befindet sich im Erdgeschoss ein Laden ohne Geld. Er hat Kleidung, Spielzeug, Bücher, Schmuck, Elektrogeräte, Geschirr, also alles, was die Leute für gut befinden, aber nicht brauchen und einem anderen gefallen könnte. Im ersten Stock finden Lesungen, Kinoabende, Vorträge, Konzerte, Basteleien umsonst statt. Im zweiten Stock lebt eine Wohngemeinschaft, die keine Miete zahlt, sondern Beiträge für die Kosten leistet, wer wie viel gibt, handeln sie unter sich aus, da nicht alle gleich viel besitzen.

In Freeiladen wusste eine nie, was gerade vorhanden war. Er barg einige Überraschungen. Alle konnten dort hingehen, egal, ob sie was gaben oder nahmen oder beides. Außerdem konnte eine bei Tee und Kuchen ein Pläuschchen halten. An der einen Seite stand ein langer Tisch an dem Platz für ein Dutzend war. Wer mochte, konnte sich setzen und ein bisschen genießen.

Ich war bereits einige Male im Haus gewesen und es gefiel mir. Doch Claire wollte nicht in den Gratisladen. Sie zupfte an ihrem Netzhemd. Fremde behagten ihr nicht, denn sie misstraute ihnen. Sie wollte es auskosten, mit Sofie auf ihrem Arm nicht die zu sein, die sie sonst auf der Straße sein musste. Sie befürchtete Blicke, die der Hure gelten würden. Also bedeutete ich ihr, zu warten.

Als ich den Freiladen betrat, wurde ich sogleich begrüßt. Am Tisch saß die Ingenieurin, die freitags den Laden öffnete, und unterhielt sich mit einer Frau, die ein Lernbuch in der Hand hielt. Offensichtlich hatte sie es gerade in einem der Bücherregale entdeckt. Es erinnerte sie an ihren Wunsch, Spanisch zu lernen. Die Ingenieurin bot ihr an, ihr Spanisch beizubringen, und dann erzählte sie von ihrer Reise durch Südamerika. Am Tisch saß auch eine junge Frau, die ich mehrmals gesehen hatte. Sie war aus dem Orient geflohen, vor Waffen und Embargo. Ihre Heimat wurde im Namen der Menschlichkeit zerbombt und ausgehungert, komisch, was die Verteidiger, die selbsternannten, unter Humanität verstehen.

Im Internet der Stadtbibliothek habe ich einst ein Video gesehen. Es handelte von einem früheren Krieg, den das Land Gottes gegen das Land des Öls geführt hatte. Eine alte Politikerin aus dem Land Gottes wurde von einer Journalistin gefragt, ob es die fünfhunderttausend Kinder, die durch die Wirtschaftssanktionen gestorben sind, ob es den Preis wert sei. Die alte Politikerin antwortete eiskalt. Es ist diesen Preis wert.

Ich habe das Internet weggeklickt. Mir war schlecht geworden. Eine halbe Million Kinder sollten ein akzeptabler Preis sein. Die Politikerin hatte gar nicht wie ein Monster ausgesehen. Gar nicht psychopathisch, nein, sie war gewöhnlich. Doch mir wurde bewusst, wer die Macht hat, kann morden, ohne ins Gefängnis zu kommen. Gilt als Mensch, der harte Entscheidungen treffen kann, einer, der führen kann. Ein normaler Menschenfeind. Menschen wie die Gefangene aus Zelle 24 dagegen brauchen nur Schwarzfahren und kommen dafür ins Gefängnis. Das Kaufen von Fahrkarten wird höher bewertet als ein Kinderleben. Ich wünschte, solche Erwachsene könnten niemals selbst Kinder bekommen, denn sie haben keine verdient.

Krieg gegen Kinder. Einfach ausgelöscht ihr Lebenslicht. Wenn sie groß hätten werden dürfen, dann wäre ich vielleicht eins von ihnen

begegnung. Auf der Straße oder im Park. Wir hätten gemeinsam auf der Mauer gesessen, zufällig im gleichen Moment dem Straßenmusiker gelauscht. Nur eine Armlänge von mir entfernt hätte sie gesessen. Sie hätte mir zugelächelt, ein schönes Lächeln, das ich nie vergessen hätte. Aber sie starb bevor sie erwachsen werden und die Welt erkunden konnte.

Ich schaute die Kleiderständer nach einem passenden Stück für Claire durch. Die Bombenverjagte am Tisch sprach auch Spanisch, ein bisschen, aber mehr Italienisch, und sie unterhielten sich. Ich mochte die Wörter aus dem Süden, die durch die Luft schwangen. Ich musste an die Zeit denken, als ich Spanisch lernte von der kleinen Hexe Isabell.

Ich griff nach einem Kleid in Kobaltblau mit goldenen Ornamenten und brachte es hinaus zu Claire. Es gefiel ihr und sie streifte es über. Sie reckte ihr Kinn und ging voraus in den Laden. Sie besah sich all die Dinge und entdeckte eine Schirmmütze für Sofie, die sie ihr sogleich aufsetzte. Während Claire stöberte, setzte ich mich an den Tisch.

Bea hatte gerade eine frische Kanne Tee gekocht. Sie war eine, deren Steckenpferd die Archäologie war. Am Tisch saß noch ein Mann mit Bäuchlein und der sanften Art einer Schildkröte. Er war ein Bastler, er konnte alles reparieren. Einer, den man in den Arm nehmen und drücken möchte, also nicht ich, aber bestimmt viele. Er erinnerte mich an eine emsige Variante von ihm. An einen, der auch gerne handwerkelte, an Kuku.

Er meinte zu Bea, die Welt sei ungerecht, daran ließe sich nichts ändern, so traurig es sei. Bea kaute ein Stück Kuchen und erwiderte, es gäbe Alternativen.

Bea war ein Stehaufmännchen. Weil sie ihren eigenen Kopf hatte und sich nicht von der Arbeitsbehörde schikanieren ließ, hatte man sie auf Null Geld sanktioniert. Ihr Weiterleben wurde also nicht für wert befunden. Aber dennoch ließ sie sich ihre Laune nicht verderben.

Die Anstalt mit der Lizenz zum Terror habe ich nie betreten und war sehr froh darüber. Denn keine Arbeit zu haben oder nicht genug für das eigene Leben zu verdienen, gilt ihr als Sünde, die Strafe erfordert und dadurch auch die Nichtschuldigen abschrecken und duckmäusern soll. Allen Arbeitsknechten soll die Angst im Genick hocken, damit sie sich

den Härten fügen. Was für eine Sorte Mensch mochte in den Gemäuern arbeiten? Ich denke solche, die sich auch in einem Schlachthof wohl fühlen könnten. Wahrscheinlich arbeiten aber nicht alle freiwillig dort, sondern glauben sich gezwungen, weil sie nicht auf der anderen Seite der Schreibtische landen wollen. Aber ehrlich gesagt, tun mir die Anstaltsgehilfen nicht leid. Sie sollten kündigen und wenn keiner mehr dort arbeitet, dann hat die Anstalt der Menschenverachtung keine Macht mehr. Aber die Gehilfen dienen dem Arbeitsgott, damit sie Gnade vor ihm finden, und an jeden Morgen führen sie sein übles Werk fort. Bea wusste schauriges zu berichten, aus allen Ecken der Anstaltsgemäuer im großen weiten Land.

Bea putzte ihre Brille und sagte, es habe in der Menschheitsgeschichte immer Widerstand gegen Ungerechtigkeit, Ausbeutung und Unterdrückung gegeben. Solange der Mensch nicht frei ist, solange wird er sich auflehnen. Menschen sollten nicht herrschen, egal ob sie das diktatorisch, majestätisch oder demokratisch täten.

Der Bastler wendete ein, dass es doch gut sei, wenn wir in einer Demokratie lebten, wo wir wählen könnten, wer unsere Interessen vertritt.

Bea nickte, auch sie bevorzuge eine parlamentarische Demokratie statt einer offenen Despotie. Doch Stellvertreter wählen, heißt nicht, selbst über die eigenen Belange zu entscheiden, sondern Dritte bestimmen zu lassen. Das Wahlvolk darf alle paar Jahre seine Stimme abgeben, im wahrsten Sinne des Wortes. Der angebliche Souverän macht Kreuze und begibt sich damit in Vormundschaft. Nach der Selbstentmündigung ist es egal, was im Wahlkampf versprochen wurde oder was im Parteiprogramm steht, denn ein Politiker kann nicht abgewählt werden. Die Abgeordneten sind nur ihrem Gewissen verpflichtet, also nicht deinem Interesse. In der Realität votieren sie für das, was ihre Parteiführung entschieden hat, das ist bequemer und nützt der Karriere.

Stell dir vor, sagte Bea, du beauftragst einen Handwerker, dein Dach zu decken. Sobald du den Auftrag unterschrieben hast, entscheidet er, einen Whirlpool für sich in deinem Bad zu bauen, während dir der Regen auf dem Kopf tropft. Und du würdest bloß sagen, es hätte schlimmer

kommen können, ich habe halt den Handwerker ausgewählt, der das kleinere Übel seiner Zunft darstellt und mehr kann ich nicht tun. Doch, kannst du, schmeiß den Meister aus deinem Haus und kooperiere mit Gleichgesinnten.

Der Bastler sagte, dass die da Oben, doch schon immer täten, was sie wollten und damit durchkämen und deswegen wähle er notgedrungen das kleinere Übel.

Bea nickte erneut. Das kleinere Übel habe sie früher auch gewählt und was hat das rotgrüne kleine Übel getan? Es hat einen Angriffskrieg geführt. Mit einer Lüge ein Verbrechen begangen. Bomben auf Städte geworfen, auf Krankenhäuser, Schulen, Fernsehsender. Es hat die Gesellschaft gespalten und die Menschen aufeinander gehetzt. Sie gedemütigt und beraubt. Meine Stimme bekommt das kleine Übel nicht. Keiner bekommt meine Stimme. Ich behalte sie für mich und spreche in meinem Namen. Ich will unsere Angelegenheiten selbst regeln, gemeinsam mit anderen, und nicht irgendeine Heinis beauftragen, um dann als Bittstellerin mein Leben von ihnen verwalten zu lassen. Ich spiele nicht die Milchkuh, die sie melken können. Eine Milchkuh muss für ihr Überlebensrecht verwertbar sein, für die Milchindustrie arbeiten. Hochleistungsarbeiterinnen sind sie. Jedes Jahr müssen sie für die Milchproduktion ein Kalb gebären, das ihnen weggenommen wird. Nach wenigen Jahren sind sie nicht mehr produktiv genug und werden ausgetauscht. In der Freiheit dagegen brauchen sie keine Melker, um zu überleben. Da wähle ich doch lieber das volle Leben statt einem Imitat.

In der parlamentarischen Demokratie, führte Bea weiter aus, sollen möglichst viele Leute an die Wahlurne gehen, denn das ist eleganter, als sie mit Gewalt zu lenken. So können mit dem Anschein der Legitimität die Wenigen ihre Interessen im Namen der Interessen der Mehrheit durchsetzen. Und was halten die Damen und Herren Politiker vom Stimmvieh? Sie halten uns für Pöbel, der manipuliert werden muss, der nicht kapieren will, dass Krieg für die Profite geführt werden muss. Sagte doch der widerlichste Bundespräsident dieser Demokratie, Gefallene seien für unsere glückssüchtige Gesellschaft schwer zu ertragen.

Der Bastler atmete tief aus. Er sei unglücklich und wahrscheinlich somit ein guter Staatsbürger. Bea und er lachten und teilten sich noch ein Stück Kuchen. Dann sagte er, er bleibe ein Pessimist, denn ohne den

Staat würde Gewalt herrschen und die Menschen sich gegenseitig umbringen.

Nö, sagte Bea, die Gewalt herrscht bereits. Der Staat beansprucht für sich das Gewaltmonopol und nimmt sich sein Recht. Er schüchtert ein, bespitzelt, bestraft, verletzt, tötet, entrechtet, inhaftiert und hemmt Menschen in ihrer Entwicklung. Dieser Staat wird keine Skrupel haben, nackte Gewalt gegen die Bevölkerung einzusetzen. Die Regierung hat den Einsatz des Militärs gegen Demonstranten und Streikende im Inland nicht ausgeschlossen. Die Bundeswehr trainiert bereits mit Panzern gegen Demonstranten vorzugehen. Sie baut eine Übungskleinstadt namens Schnöggersburg. Die Polizei darf dort dann auch spielen. Neben Rathaus, Supermarkt, Wohnungen, einem Elendsviertel und so weiter gibt es eine U-Bahn. Am Hindukusch gibt es keine U-Bahn, in Berlin schon. An Universitäten wird im Dienste der Bundeswehr geforscht, wird das Aufstandspotenzial nicht nur in Afghanistan, sondern auch in Neukölln untersucht, werden Sozialforscher für die effektivere Kriegsführung ausgebildet.

Der Bastler schlürfte einen Schluck Tee und sagte, er möge keine Armeen, aber Soldaten könnten Menschen beschützen.

Bea winkte mit der Hand ab, die Soldaten mit ihren Waffen lösten nicht, sondern schufen Probleme. Es sterben mehr Zivilisten als Soldaten. Für Frauen und Kinder sind sie eine große Gefahr. Sie ziehen los gegen die Unterdrückung der Frauen und dann floriert der Handel in die Prostitution und die Prostitution an den Militärbasen. Ficken fürs Vaterland. Ein deutscher Offizier schrieb einmal über einen Auslandseinsatz. Das erste, wonach neu ankommende Soldaten fragten, war, wie es mit Huren und Pornos sei, ob die Vorgesetzten sich darum kümmerten oder ob sie das selbst erledigen müssten. Soldaten werden nicht für Menschenrechte eingesetzt, sondern um die Märkte für den Export zu sichern, Handelswege freizukämpfen oder freien Zugang zu Ressourcen und Rohstoffen in aller Welt zu schaffen. Das ist der Auftrag der Bundeswehr in den Verteidigungspolitischen Richtlinien. Die Kriegsministerin, Bea verzog das Gesicht, als hätte sie in eine Zitrone gebissen, wird die Soldaten notfalls verheizen. Eine Kriegstrommlerin, eine Mutter, deren Brut nicht in die Schlacht geschickt wird. Blüten müssen die Kinder anderer Mütter, leiden für einen Staat, der sich nicht

um sie schert, wenn sie krank, versehrt, traumatisiert in die Heimat zurückkehren.

Ich musste an dieses Foto denken aus einer Zeitschrift. Ein verletzter US-Soldat in einem Helikopter weinte untröstlich, aus Verzweiflung, denn neben ihm lag sein Freund im Leichensack. Sie waren von den Kameraden beschossen worden, unter eigenem Feuer war er gestorben. Friendly fire, das ist die Sprache der Onkel des Todes. Little Boy, kleiner Junge, für die Atombombe auf Hiroshima oder Daisy Cutter, Gänseblümchenschneider, für eine Splitterbombe. Was für ein Gruselkabinett der harmlosen Wörter und es lungern noch einige Verwandte von ihnen herum. Friedenstruppen, humanitäre Intervention, robustes Mandat, bewaffnete Mission, Militärintervention, Luftschläge, Kollateralschäden. Hinter diesen Worten tarnen sich das Gemetzel, der Schmerz, die Ohnmacht, die Zerstörung und der Horror.

Claire hatte die Ohren gespitzt und gesellte sich zu mir. Ich schenkte ihr eine Tasse Tee ein und schnitt für sie ein Stück Apfelkuchen ab. Sofie saß mit einer Rassel beschäftigt auf ihrem Schoß. Die zwei ergaben ein schönes Bild. Gerne wäre ich noch Stunden im Laden geblieben, einfach um Claire nicht auf der Straße der Freier sehen zu müssen. Aber Sofie gehörte zu ihrer Mutter und es war unsere Aufgabe, sie wohlbehalten zu ihr zu bringen.

Ich blickte hinaus. Draußen auf der anderen Seite des Ladenfensters lag die Welt friedlich vor uns. Wenn Krieg wäre, würden Bomben, Waffen und Soldaten sie in ein Trümmerfeld verwandeln. Die schmucken Häuser, die Straßen, auf denen sonst das Leben pulsierte, die Bäume, die hundert Jahre alt waren, alles würde verschwunden sein. Übrig blieben Berge von Schutt und Asche. Grau und Schwarz wäre die Stadt. Kein Grün und nur der Himmel brennt in leuchtenden Farben. Unter der Steinwüste begraben die Leichen. Menschen mit all ihren Träumen und Hoffnungen. Mir schauderte, durch solche Trümmerfelder wollte ich nicht wandern.

Bea, die Archäologin in ihr, war gerade dabei, über Siedlungsschichten, Grabbeilagen, Knochenfunde, Werkzeug, Bauten, Hämoglobin und organisches Material in verkohlter Form zu reden. Die eine Geschichte wollte ich noch abwarten, bevor wir aufbrachen.



Es geschah in Ostanatolien. Irgendwann an einem Tag in der Steinzeit. Vor neuntausendzweihundert Jahren erhoben sich die Menschen gegen ihre Peiniger. Die Menschen aus dem Armenviertel, die arbeiteten ohne zu besitzen, wehrten sich gegen die Menschen, die besaßen ohne zu arbeiten. Die Armen brannten die herrschaftlichen Häuser nieder. Häuser, die auf großen behauenen Steinen standen und sorgfältig gemauerte Wände, Steintreppen und eine Veranda besaßen. In ihnen waren Schätze verborgen. Bergkristall, Steinskulpturen, importierte Waffen, Muscheln aus dem Mittelmeer und dem roten Meer, Feuerstein und Obsidian.

Die Armen rissen auch den Tempel nieder, der die Terrorherrschaft durch Menschenopfer gefestigt hatte, und verbrannten ihn. Auf dem großen Platz vor dem Tempel, der tausend Jahre lang gepflegt und sauber gehalten worden war, stürzten sie die Steinsäulen und benutzen ihn fortan als Müllhalde. Dann beseitigten die Menschen die Ruinen der Herrschaftshäuser und erbauten an dieser Stelle Häuser für sich. Seitdem gab es keine schlechter gebauten Häuser oder Hütten mehr. In allen Häusern wurde gearbeitet und Frauen und Männer waren gleich. Es entstand eine Gesellschaft, die dreitausend Jahre lang bestehen sollte und die sich in kürzester Zeit über ganz Anatolien und den Balkan ausbreitete.

Eine Stadt zeugt besonders gut von diesen Veränderungen. Die Stadt hieß Hügel an der Weggabelung und war eintausendzweihundert Jahre lang bewohnt worden. Kultgebäude und Priestertum waren abgeschafft worden. Die Häuser der Menschen unterschieden sich kaum. Sie hatten alltägliche und sakrale Bereiche. Alle Bewohner hatten gleich viel Platz in ihnen, denn je nach Anzahl wurde die gesamte oder eine angepasste Wohnfläche genutzt. Wandbemalungen veranschaulichten das Leben der Menschen, beispielsweise Frauen mit Männern in Jagdszenen. Malerei, Musik, Tänze und Feste lehrten ihnen die Regeln des Lebens.

In der Stadt gab es keine soziale Ungleichheit, aber individuelle Unterschiede. Alter, Wissen, Erfahrung, erworbene Anerkennung wurden geschätzt. Da kein Ausbeuter ihnen den Großteil ihrer Erträge wegnahm, benötigten die Menschen weniger als die Hälfte ihrer Produktivzeit für die

Grundbedürfnisse. Gesellschaftliche Arbeitsteilung gab es bei der Grundproduktion nicht, durchaus aber Spezialisierung nach persönlicher Neigung. In Gräbern fanden sich aus Obsidian geschliffene Spiegel, die größere Brillanz aufwiesen als Metallspiegel aus der Antike. Grabbeigaben waren von den Menschen hergestellt und benutzt und ihnen nach dem Tod mitgegeben worden.

Frauen bekamen ihre Werkzeuge ebenfalls mit ins Grab gelegt. Männer wurden auch mit Schmuck beerdigt. Die Dinge, die sie im Leben mochten, sollten ihnen im Tod nicht genommen werden. Zwischen Frauen und Männern existierten keine bedeutenden Unterschiede in der Ernährung, der Körpergröße und dem Lebensstil. Sie hielten sich gleich häufig draußen und drinnen auf, waren gleich aktiv im Küchenbereich und bei der Werkzeugherstellung.

In der Stadt existierten keine Verbrechen. Es gab keinen Grabraub, denn es fehlte das Motiv, da die Dinge nicht getauscht, sondern nur gebraucht worden sind. In anderen Kulturen dagegen konnten selbst grausame Hinrichtungen und Flüche der Götter den Raub nicht verhindern. Skelettfunde zeigten keine Spuren von Gewalteinwirkungen durch Menschen. Also keinen Mord, keine rituellen Verstümmelungen. Auf Bildern fehlten Kämpfe, Kriege, Folter, Verurteilungen und somit galten sie zumindest als gesellschaftlich nicht erwünscht. Konflikte wurden friedvoll gelöst und zwar ohne eine Obrigkeit, eine Justiz, denn das Prinzip war nicht Konkurrenz, sondern Kooperation, damit alle überleben konnten.

Die durchschnittliche Lebenserwartung betrug zweiunddreißig Jahre. Diese Lebenserwartung für den freien Menschen der Steinzeit wurde für die leibeigenen Bauern erst wieder im achtzehnten Jahrhundert erreicht. In der steinzeitlichen Stadt wurde ein kleiner Teil der Menschen sechzig bis siebzig Jahre alt. In einer bronzezeitlichen Stadt der gleichen Region erlangte dagegen kein Mensch ein Alter über fünfundfünfzig Jahre und die Kindersterblichkeit war dreißig Prozent höher. Dieser Rückgang der Lebensqualität erfolgte trotz technischen Fortschritts.

Ein Pflug der Metallzeit war gegenüber dem Grabstock der Steinzeit um mehrere hundert Prozent produktiver. Der Reichtum stieg, aber die gesellschaftlichen Verhältnisse verschlechterten sich, denn Patriarchat und Ausbeuterklasse erschufen wenige Gewinner und viele Verlierer. Die

Entwicklung von Metallwaffen und Staat ermöglichte effektive Instrumente der Unterdrückung.

Potzblitz, die Steinzeitmenschen waren schlauer als wir, wählten das gute Leben. Davon können die Leidenden dieser Welt nur träumen. Aber Träume sind wie eine Laterne, der helle Lichtpunkt in der finsternen Nacht, der dir heimleuchtet. Ich bedankte mich für die Geschichte aus alter Zeit. Wir verabschiedeten uns von Bea und dem Bastler, die nun über eine von ihnen geplante Radtour am Wochenende redeten.

Ein überraschender Tag. Wir schlenderten am Rande der dösenden Stadt Sofies Zuhause entgegen. Die Kleine schlummerte in Claires Armen, als wäre sie nie in Gefahr gewesen, als wäre sie bereits seit Anbeginn ihres Lebens bei uns. Ich wusste, was Claire durch den Kopf ging, wie sehr sie sich wünschte, nicht anzukommen, im Haus des Freiers, wo Sofies Mutter besorgt warten würde.

Aber hatte diese Frau überhaupt ein Kind verdient, wenn sie es einem Vergewaltiger anvertraute? Tickte sie nicht richtig im Kopf, das geschah so mancher Frau in der Welt der Männer, oder wusste sie nichts von dem Freier in ihrem Mann? Noch schlimmer wäre, wenn sie es billigte, weil die Frauen es angeblich freiwillig machen würden. Diese dummen Kühe kann ich nicht leiden.

So ein Mist, jetzt wollte ich doch gar nicht die Kühe beleidigen. Wissen Sie, Kühe sind nicht dumm und ich mag sie. Die Kühe sind hübsch und sie haben Hörner, mit denen können sie dich aufspießen oder sie trampeln über dich hinweg, dann bist du Brei. Kühe sind stark, sie können auch sanft sein. Menschen finden Tiere doof, die nicht machen, was sie wollen, besonders so manchen Esel, dabei ist es doch klug, sich nicht alles befehlen zu lassen. Esel sind niedlich. Einen kleinen Esel hätte ich gern bei mir, wenn ich auf Wanderschaft bin. Ich würde ihm keine Schnur um den Hals binden. Der kleine Esel würde mit mir gehen, weil wir Freunde sind. Mit Ihnen an meiner Seite würde ich auch gerne durch die Gegend streifen. Es wäre in Ordnung, wenn Sie sich manchmal auf eigenen Pfaden begeben. Schließlich sind Sie gerne auf Kundschaft und ich freue mich einfach, wenn Sie dann wieder zu mir stoßen.

Mit Claire zu wandern, heißt, ihre Traurigkeit zu spüren. Weit von der Straße der Freier entfernt, lebte sie zwar auf, aber sie würde wieder zurückkehren. Ich wusste, sie würde es tun, aber dennoch hoffte ich. Das machen Menschen, sie hoffen, auch wenn sie es besser wissen. Andererseits irren sie häufig. Menschen sind halt ein bisschen querbeet.

Wie ich wohl sein würde, wenn ich kein Mensch wäre? Wäre ich dann noch ein wenig ich oder eine völlig andere? Und wie wären Sie als Mensch? Stellen Sie sich vor, wir beide würden uns wechseln und ich liefe an Ihrer Stelle dem Meer entgegen und Sie würden in dieser Zelle sitzen mit dem Stift, dem besten der Welt, und dem Archaeopteryx, dem besten Gedankenfänger der Welt. Ich bin gespannt, was sie mir erzählen würden. Vielleicht haben Sie mich schon lange gesucht oder Sie haben einfach nur gewartet, dass wir uns finden. Vieles ist möglich. Ich bin froh, dass wir uns getroffen haben und ich bin traurig, dass unsere gemeinsame Reise bald zu Ende sein wird. Doch wir werden uns wiedersehen. Das weiß ich, das hoffe ich. Ich werde Sie nie vergessen, egal, was auch immer passieren wird.

In der heißen Stadt wurde Claire immer bedrückter. Ich hätte ihr gern gesagt, dass wir abbiegen und mit Sofie aus dem Asphaltschungel spazieren. Sofie hätte den Bann, den Fluch brechen können, ein kleines Kind braucht Schutz und Claire hätte den Priester und die Madame die Stirn geboten, denn Sofie ist eine stärkere Macht als irgendein böser Gott. Aber ich konnte es nicht sagen, auch wenn ich es noch so sehr wollte, denn Sofies Mutter hatte noch eine Chance verdient. Auch wenn sie ein dummer Mensch sein sollte.

Claires Schritte wurden immer kleiner. Ihr Tempo immer langsamer. Sie wollte Sofie nicht hergeben, denn sie hatte sich verliebt. Das mit der Liebe kann von jetzt auf gleich passieren und ich würde ihr das Herz brechen müssen. Es war fast so, als würde ich sie auf die Straße der Freier zurückstoßen. Claire strich über Sofies Köpfchen. Flüsterte Worte, die nur für sie bestimmt waren. Sanft hielt sie Sofie an ihr Herz gedrückt und schnupperte ihren Babyduft ein. Sie schloss die Augen. Ich wusste nicht, wohin sie sich aufgemacht hatten. Das war Claaires Traumreise und ich wartete auf ihre Rückkehr. Claire würde auf mich böse sein,

nahm ich ihr doch ihren Traum, ausgerechnet ich, die Träume schenkte, das Kostbarste, was ich zu geben hatte.

Ich studierte ihr Gesicht, so nah und ruhig. Ich hätte es gern berührt, dachte aber, damit den Zauber zu zerstören. Claire und Sofie standen vor mir, wie ein Gemälde von einem Meisterkünstler. Alles stand still in der Stadt, die der Sommer bald verlassen würde und der auf seine eigene Reise gehen würde, egal was er hinter sich lassen müsste. Die Wärme, die Blumen, die Farben würde er fortnehmen und erst bei seiner Rückkehr wieder ausbreiten und verschenken, doch Sofie würde nicht wiederkehren. Claires Augenlider zuckten, als hätte sie meinen letzten Gedanken gehört. Ich nahm ihr Sofie aus den Armen. Sie ließ es geschehen und ich ging auf das Haus des Freiers zu.

Die Tür öffnete sich und eine Frau blickte mich an, etwas verwirrt, wie ich fand, und dann erleichtert und sogleich erbost, griff sie nach ihrem Kind. Ich wurde wütend, sollte sie mir doch nicht Vorwürfe machen, sondern dem Mann. Ihr Kind, sagte ich, war allein auf dem Strich, in dem Backofen von Auto und ließ das Köpfchen hängen, während Ihr Mann ewig brauchte.

Die Frau schien überhaupt nichts zu kapieren. Eine Idiotin war sie. Ich konnte sie nicht ausstehen. Die Abneigung kam wuchtig. Sie erinnerte mich an eine Pornohure. Nicht an ein Gesicht, aber irgendetwas an ihr war es. Die großen Augen. Dann sprudelte es aus mir heraus und ich sprach zu dieser Nutte wie sie es verdient hatte, die diesen dreckigen Kerl fickte, der ihr Kind fast umgebracht hatte. Die Frau stand wie angewurzelt mir gegenüber. Es war, als seien wir gefangen in einer Filmrolle. Der Projektor ratterte und brachte ans Licht, was in meinem Kopfkino hätte bleiben sollen. Meine Stimme war meine Stimme, aber sie klang mir fremd und endlich verstummte ich.

Da standen wir, sagten kein Wort. Ich weiß nicht wie lange. Keine wusste, wie es enden sollte. Es war, als seien wir aus der Filmrolle gefallen und wussten nicht mehr weiter. Ich war entsetzt und ich wünschte mir sehnlichst, dass Claire nichts gehört hatte.

Ich wollte nicht zu ihr hinüber sehen. Mir fehlte der Mut. Ich trottelte zu ihr, mit gesenktem Blick. Ich hätte vieles dafür gegeben, sie jetzt nicht ansehen zu müssen. Doch was noch schlimmer war, sie verweigerte mir

ihren Blick. Schritte, die sich von mir fortbewegten. Ich ging vorbei an dem kleinen Häufchen Kleid, das auf dem Asphalt lag. Ihr wunderschönes Kleid, das ich für sie ausgesucht hatte. Ich wusste, das war meine Strafe, aber ich wusste nicht, wie lange sie andauern würde. Ich hatte ihr wehgetan und das war schlimmer, als wenn es mir weh tut.

Auf der Straße der Freier stellte sie sich auf ihren Platz und ich setzte mich auf die Tonne. Dann stieg sie in das erste Auto, das hielt. Sie sprach mit dem Freier und drehte den Kopf zu mir. Ihr Blick traf mich und hielt meinen fest. Und dann fuhr das Auto nicht fort und der ekelige Freier verschwand nicht aus meinem Blickfeld. Und ich musste zusehen. Sein Gesicht verzerrte sich mehr und mehr. Seine Hände auf Claires Kopf, hielten ihn hinuntergedrückt. Ich fühlte nichts, ich konnte nicht, ich durfte nicht.

Nach getaner Arbeit stieg Claire aus dem Auto, kam zu mir und erforschte mein Gesicht. Ich ließ es schweigend zu und dann küsste ihr Mund meinen Mund. Der Mund, den der Freier bezahlt hatte und Tränen liefen mir hinab. Claire lächelte mich an. Ein Kloß steckte in meinem Hals, aber ich konnte ihn nicht hinunterschlucken. Rosalie, sagte sie, ein schöner Geburtstag, und klatschte in die Hände, Kuchen für alle. Ich nickte, aber meine Tränen konnte ich nicht stoppen.

Was für ein grandioser Sternenhimmel heute Nacht erstrahlt. Oh, gleich da ist der Anleger. Hier hält sonst eine Fähre. Nun müssen Sie durch den Fluss schwimmen. Ich weiß, Sie schwimmen gern, also viel Spaß. Da drüben, am anderen Ufer, gehen Sie am Sandstrand ans Land und den Deich hinauf. Nach links, Richtung Amerika. Dann spazieren Sie auf dem Deich entlang, am Zoo vorbei, und über eine kleine Schleuse und genießen Sie noch einmal das Festland bevor es hinaus auf die stürmische See geht. Und vor dem Zaun müssen Sie runter vom Deich, am Zolltor vorbei. Der Straße folgen und dann über die nächste Schleuse.

Ist Ihnen das Wasser zu kalt? Durchhalten, den Fluss haben Sie doch im Nu überquert. Ich wäre heute lieber in Eiswasser gesprungen, als der Spinne zu begegnen. Ich hatte Bammel vor ihr. Flau war mir im Magen gewesen.

Die Spinne schien auf mich gewartet zu haben, mich zu spüren, bevor sie mich überhaupt sah. Sie stand vor der Zellentür und als ich näher kam, ging sie in ihre Zelle. Ich wusste, das war das Signal, ihr zu folgen, auf ihr Terrain eingeladen zu sein. Die Muränen warfen mir verstohlene Blicke zu. Ich versuchte, mein Zögern zu verdrängen und mich nur auf unser Abkommen zu konzentrieren. Tief durchatmen und durch die Zellentür. Sogleich hatte ich wieder das Gefühl, in einen weit entfernten Ort einzutreten. In das Reich der Spinne. Doch diesmal gab es kein Gebäck, keinen Tee, den sie mir anbot.

Diesmal lag auf dem Tisch ausgebreitet ein Fläschchen, Mullbinde, Watte und tatsächlich ein Skalpell. Es gibt, glaube ich, nichts, was die Spinne nicht reinschmuggeln kann. Sie wies mir den Stuhl zu und ich nahm Platz. Ich schaute nicht noch einmal zum Skalpell. Meinen Atem versuchte ich, zu kontrollieren, gut, dass ich meine Hände auf die Armlehnen ablegen konnte, denn so konnte ich mein Zittern verbergen. Nur ein Stück Haut, mehr nicht, mehr musste ich nicht hergeben. Es gibt Schlimmeres.

Nun, gut geschlafen, heute Nacht?, fragte mich die Spinne. Ich räusperte mich und nickte. Das ist gut, sehr gut, sagte sie. Schlaf ist ein Segen, den viele nicht zu schätzen wissen oder erst, wenn er ihnen genommen wird. Dein Frosch durfte heute Nacht diese heilsame Erkenntnis durchleben.

Ich wusste nicht, was sie meinte. Fragend sah ich sie an. In meinen Kopf war kein Raum fürs Denken.

Ist dir nicht aufgefallen, dass er nicht zur Arbeit erschienen ist? Träume können einem den Schlaf rauben. Dich in Schweiß baden lassen. Ein Chemiecocktail kann einiges bewirken. Einen Höllentrip durch die Nachtstunden. Aber das ist erst der Anfang für ihn. Der Gute weiß es nur noch nicht. Er erholt sich gerade, glaubt an eine Ausnahme. Der erste Schrecken verblasst. Lassen wir ihn für die letzten Stunden des Tages in dem Glauben. Du siehst, ich halte mein Wort. Nun kommen wir zu deinem Teil des Deals.

Die Spinne nahm das Skalpell in die Hand, prüfte es, ich weiß nicht wonach. Sie schob einen Hocker unter dem Tisch hervor und setzte sich mir gegenüber.

Möchtest du, dass ich dich an den Stuhl anbinde, damit du nicht zappelst und ich tiefer schneide als beabsichtigt?, fragte die Spinne in einem Ton als würde sie mir ein Kissen anbieten, damit ich bequemer sitzen könnte. Doch ich merkte, wie ihr Körper dabei Spannung annahm. Allein die Vorstellung, ihr ausgeliefert zu sein, war schlimmer als die Furcht vor dem Schnittschmerz.

Ich musste an die Angorakaninchen denken. Diesen lieben, armen Tierchen werden alle drei Monate die Haare aus der Haut gerissen. Die Arbeiter spannen sie auf eine Streckbank. Oder befestigen sie mit Seilen an Decken. Und reißen oder schneiden ihnen das Fell vom Leib. Ihr Schreien oder ihre Wunden rührt die Arbeiter nicht.

Ich wusste nicht, ob die Spinne sich zügeln könnte, wahrscheinlich, so dachte ich mir, würde sie mir die gesamte Haut vom Leib schälen. Ich schüttelte den Kopf und die Erregung in der Spinne erlosch.

Wie du möchtest, sagte sie, es war nur ein Angebot. Ich denke, ich werde mein neues Lederarmband nicht mit Mustern oder Perlen verzieren. Deine Haut wirkt für sich allein, ganz natürlich. Manchmal ist es besser das Material nicht zu sehr zu bearbeiten, damit es seinen Charakter behält, seine Ursprünglichkeit. Zieh das Hemd aus, wir wollen anfangen.

Ich tat, was sie mir auftrug. Es war doch nicht viel, nur ein Stück Haut. Kein allzuhoher Preis. Auch das geht vorbei, alles geht vorbei. Hier sitze ich und ich laufe nicht weg. Auch wenn mich keine Fesseln binden. Meine Finger umklammerten die Lehne. Ich war bereit. Ich musste ruhig sein, durfte nicht schreien. Ich dachte an Claire, wie sie durch mein Haar strubbelt. Sie durfte das tun. Hauptsache, sie war einen Moment glücklich.

Die Spinne legte ihren Finger unter mein Kinn, drehte es zu sich. Woran denkst du gerade? Offensichtlich erheitert es dich. Sie rückte näher an mich heran. Du hast ein Geheimnis, stimmt's?, fragte sie. So große Augen, so eine Unschuld, so leicht zu durchschauen. Wo sind die Spuren? Müsste eine Tote nicht Spuren hinterlassen haben?



Die Spinne wusste von der Frau auf dem Küchenboden, aber das überraschte mich nicht. Es war ein Unfall, presste ich hervor, ich habe es nicht gewollt.

Die Spinne rückte noch näher, was ist dann dein Geheimnis? Was liegt am Grunde dieses stillen Wassers? Mein Widerstand schmolz dahin. Ihre Nähe ließ mich schwach werden.

Ich habe die Frau getötet und ich werde ihren Vater töten. Ich werde ihm mein Messer ins Herz stoßen, sagte ich. Die Spinne zeigte keine Reaktion und dann langsam glitt sie zurück.

Ich sehe, du meinst es ernst, aber wirst du im richtigen Moment bereit sein, wirst du es tun können?

Ja, sagte ich. Ich bin doch auch zu dir gekommen. Ich bin bereit.

Warum willst du dem Vater das Leben nehmen?, fragte die Spinne.

Ich konnte nichts vor ihr verbergen und ich wollte es auch nicht. Die Spinne würde mich nicht abhalten, mich nicht verurteilen. Ich möchte, sagte ich, dass er keinem mehr schaden kann. Ich möchte, dass er in einem feuchten Grab vergessen wird, zerfressen von Würmern.

Das klingt sehr persönlich, sagte die Spinne. Sie schob mir eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Ein hauchzartes Streifen ihrer Finger und ich spürte es noch lange.

Er bringt Unheil, sagte ich, er soll nicht Claires Weg kreuzen.

Diese Claire ist dir offensichtlich sehr wichtig, sagte die Spinne.

Sie ist meine Freundin. Der Alligator ist ein schlechter Mensch und schlechte Menschen gehen zu Huren und dann wird er Claire finden.

Die ganze Familientragödie für eine Hure, sie muss eine besondere Hure sein.

Claire ist ein besonderer Mensch, empörte ich mich, sie ist tausendmal so viel wert wie ein Freier.

Wie süß, sagte die Spinne, du willst eine Hure retten, welche romantische Ader.

Claire kann sich selbst retten, sagte ich, nur sie weiß es nicht. Sie ist klug und stark wie ein Elefant. Manchmal werden Elefantenbabys gefangen und in Ketten gelegt. Das habe ich selbst in einem Film gesehen. Später reicht eine Schnur um ihr Bein und sie glauben die Fäden seien unzerstörbar wie Ketten. Ihre Welt ist nicht heil, ist verrückt,

aber wenn sie wieder eins wird, wenn sie ihre Kraft, ihre Überlegenheit erkennen, dann sind sie frei.

Ich verstehe, sagte die Spinne. Liebe kann ein mörderisches Motiv sein, aber werden deine himmelblauen Augen danach dieselben sein? Die reinsten Lotusblüten, kein Schmutz haftet an ihnen. Sag mir Kleines, warum nennst du ihn Alligator?

Auf einmal standen mir Tränen in den Augen, aber ich fühlte nichts. Keine Angst, keine Trauer, keinen Zorn. Mir war, als stünde ich neben mir und würde mich beobachten. Und was ich sah, bedeutete mir nichts. Ich war von mir getrennt, losgelöst von jeglicher Bindung. Ich war kalt wie ein Krokodil und das Mädchen mit den Tränen in den Augen erschrak. Ich wurde wieder ich, hineingezogen in meinen Gefühlsstrom.

Der Alligator war ein Gast meiner Mutter, flüsterte ich. Als er sie erschlug, spielte das Lied im Radio. Ich habe es nicht vergessen.

Du solltest dir ein scharfes Messer aussuchen, sagte die Spinne.

Mein Massa durchdringt alles, sagte ich. Es wurde geschmiedet, auf dass ihm nichts widersteht.

Du musst zwischen der fünften und sechsten Rippe ins Herz stoßen. Und dann schnitt die Spinne mit dem Skalpell an dieser Stelle in meine Haut.

Spüre dem Schmerz nach, sagte die Spinne. Lass ihn auf dich wirken und du wirst dein Ziel nicht verfehlen.

So ist es gut, sagte die Spinne. Sie desinfizierte den Schnitt und klebte ihn ab. Die Narbe wird dich an mich erinnern. Zieh dein Hemd wieder an, sagte sie.

Ich war verdutzt. Dann tat ich es.

Du hast eine große Aufgabe vor dir, sagte sie. Daher schenke ich dir den Frosch. Wenn wir uns wieder sehen, will ich alle Einzelheiten hören. Wie du es getan hast, was du gefühlt hast, was es mit dir gemacht hat. Diese Gunst gewähre ich nicht jedem. Ich hoffe, du erweist dich als würdig.

Sie entnahm einem Schmuckkästchen eine Visitenkarte auf der kein Name stand, sondern nur eine Telefonnummer.

Wenn du in Schwierigkeiten steckst, dann wähle diese Nummer. Mein Anwalt ist unverschämt hochbezahlt. Egal, was du brauchst, Geld,

Kontakte, Unterschlupf, wende dich an ihn. Ich bin gespannt, ob du deine kleine Hure retten kannst. Ich mag Geschichten, solche, die mich nicht langweilen.

Geschichten mag ich auch, sagte ich. Die Spinne konnte verwirrende Gefühle in mir auslösen, aber ich wollte nicht darüber nachdenken.

Die Spinne bot mir Tee an und ich stimmte zu. Die Lebensgeister reckten sich in mir und sonderbarerweise fühlte ich mich bei der Spinne aufgehoben, diese kurzen Momente, die sie einem solch ein Gefühl geben kann.

Offensichtlich habe ich eine Schwäche für dich, sagte die Spinne, das wird dir nicht entgangen sein. Du solltest deinen Nutzen daraus ziehen. Du bist doch klug.

Die Spinne fand mich klug, das war wie Balsam auf meiner Haut. Ob sie es ernst meinte? Oder war es nur ein Spiel? Ich wollte, dass sie es ernst meinte.

Dir fehlt es an Berechenheit, daran solltest du arbeiten. Sonst kommst du nicht voran. Also überleg dir, was du von mir wollen könntest und wie du es kriegen kannst. In der Regel öden mich Menschen schnell an. Also nutze die Gunst der Stunde.

Aber du hast mir doch geholfen und alles andere muss ich selbst erledigen. Noch nie war eine von den Bösen nett zu mir, sagte ich.

Die Spinne lachte auf, zum ersten Mal hörte ich ihr klares Lachen. Ich würde es gerne öfters hören.

Ich bin also für dich die Böse, sagte sie, und du trinkst hier gemütlich Tee mit mir. Ich fühle mich geschmeichelt.

Ich denke, du könntest mir mit dem Skalpell ruckzuck das Herz heraus schneiden. Nur um es in ein Glas mit Formaldehyd zu stecken und es ab und an zu betrachten und irgendwann staubt das Glas ein, weil du es vergessen haben wirst. Sicherlich hört sich das dumm an, aber ein wenig viel mag ich dich. Du bist mir auch unheimlich, aber es ist schön mit dir. Also, ich wünsche mir, noch ein bisschen hier sitzen zu dürfen und mit dir Tee zu trinken.

Kleines, sagte sie, du bist unwiderstehlich. Aber du hast Recht. Ich könnte dir das Herz raus schneiden und würde es auch ein bisschen

bedauern. Das solltest du immer bedenken. Wir beide sind ehrlich zueinander, also lüge ich dich nicht an.

Ich nahm einen Schluck aus der Tasse. Der Duft von Jasminblüten erfreute meine Nase. Köstlich. So saßen wir beieinander und ließen uns den Geschmack des Tees auf der Zunge zergehen. Durch das Fenster strömte ein Lufthauch und das Mobile spielte. Ein behaglicher Klang. Ich schaute zum Fenster. Blätter lugten vorwitzig zu uns hinein.

Fenster in den Hof, bedeckt vom Wuchs der Ranke, still ist es um Dich, sagte die Spinne.

Ein Moment des Genusses, ein Moment der Ruhe, dachte ich.

Es ist erstaunlich, fällt mir gerade auf, was alles in meinem Kopf ist. Ich wusste gar nicht, dass es da ist. Ich dachte, in meinem Kopf wäre nur Wirrwarr. Der Archaeopteryx kitzelt es aus mir heraus, fängt es für mich ein. Vielleicht bin ich gar nicht so dumm, wie ich von mir dachte, was meinen Sie?

Ich sehe klar und fühle klar. Meine Gedanken waren wie ein Sandsturm, der einem die Körner in die Augen, in die Nase und den Mund presst, so dass eine glaubt, ersticken zu müssen. Der Sturm hat sich gelegt und der Sand wirbelt mich nicht mehr blind und taub. Er ruht friedlich unter meinen Füßen und ich gehe meinen Weg auf ihn. Ich fühle das Kribbeln unter meinen Sohlen. Es bricht ein schöner Tag an. Ich kann mir kaum vorstellen, dass meine Zweifel zuvor noch getobt haben. Ich werde töten. Ich werde es tun können. Keine Frage.

Noch eines muss ich Ihnen sagen. Ich werde nicht die Mörderin schicken. Ich werde die Jägerin schicken. Die Mörderin ist kalt und zornig, sie ängstigt mich. Ich möchte ihr im Spiegel nicht begegnen. Die Jägerin erledigt die Bestie. Ihr vertraue ich. Ich spüre sie in mir. Sie ist nach langer Reise angekommen.

Da ist der Containerturm, auf diesen Aussichtsturm bin ich schon gestiegen und ein Stück weiter sehen Sie das Seemannsheim, dahinter müssen Sie abbiegen.

Es ist Zeit. Ich zünde ein Streichholz an und werfe es hinein in das Papiermeer. Ein bisschen Geduld.

Das Streichholz sprühte und brannte, flog im hohen Bogen ins Ziel. Ein hübsches Feuerchen hat es entfacht. So ein kleines Hölzchen und so viel Kraft. Gleich werde ich dieses Büchlein schließen und es gut verstauen, ganz nah an mir, unterm Hosenbund.

Hier auf dem Containerterminal passen Sie auf, dass kein Arbeiter Sie sieht oder dass Sie von einem Kran überfahren werden. Pirschen Sie sich voran, seien Sie auf der Hut.

Da liegt das Schiff am Kai. Die Landungsbrücke ist an Backbord des Schiffes heruntergelassen. Moment. Ich überprüfe, ob einer der Seeleute Sie erwischen könnte. Alles in Ordnung. Sprinten Sie hoch. Schnell. Schnell. Schnell.

Springen Sie an Bord. Spring Rosalie.

*(2017 zur freien nicht-kommerziellen Verwendung)*